

3. Spotten und Lachen über Behinderungen und behinderte Menschen

Im Folgenden geht es um die Frage, welche konkreten Bezüge zwischen dem Komischen und Behinderung im Verlauf der Geschichte hergestellt wurden. Schwerpunkte der Ausführungen bilden das Mittelalter und die Renaissance. Die Abschnitte des Kapitels orientieren sich an den zu dieser Zeit als komisch dargestellten Phänomenen, also den so genannten natürlichen Narren (3.1) und den übrigen Repräsentationen von Behinderung, das heißt den Hofzwerge(n) (3.2.1), Blinden (3.2.2) und Menschen mit Kropf (3.2.3). Weiterhin richtet sich die Gliederung nach der Art der Repräsentationen, also zum Beispiel Facetie, Schwank und Karikatur. Ziel dieser Gruppierung ist es, Strukturen, Themen und Muster der Darstellungsformen in den Blick zu nehmen. Auch das Lachen späterer Zeiten wurde in die Analyse einbezogen, insofern es Kontinuität zu Mittelalter und Renaissance aufweist (3.3).

3.1 Das Lachen über die natürlichen Narren

Um das Lachen über die natürlichen Narren¹ einordnen zu können, wird zu Beginn eine kurze Einführung in das Thema und seine historischen Hintergründe gegeben, wobei zunächst geklärt wird, wer die natürlichen Narren waren, welche soziale Stellung und welche höfische Funktion sie hatten (3.1.1 und 3.1.2). *Die Chronik der Grafen*

1 | Natürliche Narren werden Menschen genannt, die heute als behindert bezeichnet würden, insofern sie eine bestimmte gesellschaftliche und höfische Funktion hatten: das Narrenamt. Die natürlichen Narren

von Zimmern (1566) bildet den Schwerpunkt der Betrachtung in Abschnitt 3.1.3. Bei diesem Werk handelt es sich um Handschriften, die erstmals recht ausführlich Informationen zum Lachen über die natürlichen Narren in der Renaissance geben. In Form von Anekdoten, deren ›Wahrheitsgehalt‹ nicht mehr überprüft werden kann, berichtet Graf Froben Christoph von Zimmern von den Narren seiner Umgebung.

Noch literarischer kommen die Anekdoten oder Facetien von Poggio, Bebel und Pauli daher, die – auch wenn sie zeitlich früher entstanden – erst im Anschluss vorgestellt werden (3.1.4), weil sie sich vor den in den vorangegangenen Abschnitten beschriebenen historischen Hintergründen besser einordnen lassen.

3.1.1 Die natürlichen Narren – eine kurze Einführung

Der Narr ist uns heute vor allem aus dem Karneval bzw. der Fastnacht geläufig. Wir kennen die sprichwörtliche ›Narrenfreiheit‹, halten jemanden zum Narren oder machen uns selber dazu. Wer viel liest, wird ein ›Büchnarr‹ genannt. Der Ursprung dieser Redewendungen² liegt in Mittelalter und Renaissance. Zu dieser Zeit hatte der Narr einen deutlich höheren Stellenwert als heute: Er wurde zur Institution.

werden in der historischen Forschung begrifflich von den künstlichen Narren getrennt. Auf diese Unterschiede wird in Abschnitt 3.1.2 näher eingegangen.

2 | Adelungs Wörterbuch von 1811 verzeichnet etliche solcher Redewendungen und Wortbildungen, zum Beispiel ›jemanden zum Narren haben‹, ›einen Narren an etwas gefressen haben‹, ›Büchnarr‹, ›Modenarr‹, ›Weibernarr‹. Er fügt außerdem eine Vielzahl von Sprichwörtern an: ›Narren muss man mit Kolben lausen oder mit Kolben grüßen‹, ›Narren haben mehr Glück als Recht‹, ›Kinder und Narren reden die Wahrheit‹, ›Narren haben frei reden‹, ›So lange der Narr schweigt, hält man ihn für klug‹ (vgl. Adelung 1811). Friedrich Nick zählt in seiner *Geschichte der Hof- und Volksnarren* (1861) exakt 100 dieser Redewendungen auf (vgl. Nick 1861, Bd. 1, 84ff.). Wanders Sprichwörterlexikon von 1873 enthält sogar mehr als 1300 Redewendungen (vgl. Wander 1964 [1873], Bd. 3, 878-936). Bei Wander wird zudem deutlich, dass es die Beschäftigung mit den Narren in vielen Ländern gab, denn er zitiert Redewendungen aus dem Lateinischen, Mittelhochdeutschen, aus Frankreich, Portugal, Spanien und Italien, aus Polen, Ungarn, Russland und Böhmen ebenso wie aus Österreich, der Schweiz und Holland, des Weiteren aus England, Dänemark, Schweden, Finnland und der Türkei, aber auch China (vgl. ebd.). Auch in Indien gibt

Der Wortstamm ›narrom‹ (lat. ›stulti‹) ist schon im Althochdeutschen bekannt. ›Narro‹ als Glossengruppe bedeutete so viel wie ›tölpelhaft, stumpfsinnig, dumm, töricht, schwerfällig oder unverständlich‹ (Institut für Deutsche Philologie München 2004, o. S.).

Mit ›Narraheit‹ wurde schlicht und einfach Dummheit bezeichnet (vgl. ebd.).³ Im Lateinischen bildete der ›stultus‹ den Gegensatz zum ›sapiens‹, dem Wissenden und Gottesnahen (vgl. u.a. Reinhart/Schirok 1988, 15). Es wird außerdem angenommen, dass der Begriff ›Narro‹ ursprünglich eine »verwachsene Frucht ohne Kern« (Hödl 2001, 203) bezeichnete. Später wurde der Begriff auf eine »mißratene menschliche Kreatur« (Santa Clara 1978 [1709], 5; vgl. auch Mezger 1981) übertragen. Den Gebrüdern Grimm zufolge ist die Etymologie ungeklärt; sie vermuten auch die Ableitung aus dem Wort ›Narbe‹, so

»dasz narr ursprünglich etwas eingeschrumpftes, verkrüppeltes [...], so dann einen verrückten, geistig beschränkten, durch seine gestalt oder geberden und reden als thöricht oder possenhafte erscheinenden menschen bedeuten würde« (Grimm 1854-1960, Bd. 13, o. S.).

Als älteste nachweisbare Bedeutung des Wortes nehmen Jacob und Wilhelm Grimm »wie bei den sinnverwandten ›gecke‹ und ›thor‹ eine verrückte, irrsinnige und überhaupt geistesranke, an einer fixen idee leidende person« (ebd.) an.

Der Ursprung des mittelalterlichen Hofnarrentums ist ungeklärt. Die Mehrzahl der Forscher vermutet ihn in der Antike, spezieller in den römischen ›Moriones‹⁴ (zum Beispiel Flögel 1789, 189; Evers 2001, 7). Andere sehen den Ursprung im Orient (vgl. Nick 1861a, 23; Amelunxen 1991, 7). Lever hält beide Zusammenhänge für unwahrscheinlich, stellt aber keine anderen Hypothesen auf (vgl. Lever 1992, 90).

es bis heute die Figur des Narren, vor allem in der Komödie und im Drama (vgl. Siegel 1987, 18ff.).

3 | Wenn der Begriff ›narre‹ gebraucht wurde, dann – so Könniker – im Zusammenhang mit dem »Bereich der natürlichen oder angenommenen Verrücktheit, des lächerlich Grotesken oder des berufsmäßigen Gauklertums« (Könniker 1966, 53). In verschiedenen Glossensammlungen des 8. bis 11. Jahrhunderts wurde ›narro‹ »eindeutig der pathologischen Sphäre der Geisteskrankheit oder vorübergehenden Geistesstörung zugeordnet und meinte einen Zustand krankhafter Unzurechnungsfähigkeit, etwas, was dem Normalen und Gewohnten zuwider ist« (ebd., 20).

4 | Morionen sind ›Narren‹ oder ›Zwerge‹, die von wohlhabenden Römern zur Belustigung gehalten wurden.

Manfred Kühr sieht die Herkunft des mittelalterlichen Narrentums allgemein in »der Voreingenommenheit der Gesellschaft gegenüber Andersartigen« (Kühr 2003/2004, o. S.).

Es wird angenommen, dass schon im alten Ägypten körperbehinderte Menschen als eine Art Narren gehalten wurden (vgl. Kammerer 2003, 1). Allerdings heißt es auch in der Weisheitslehre des Amenemope (12.–11. Jh. v. Chr.):

»Lache nicht über einen Blinden und verhöhne nicht einen Zwerg und schädige nicht den Zustand eines Lahmen. Verhöhne nicht einen Mann, der in der Hand Gottes ist, und sei nicht grimmig gegen ihn, wenn er fällt.« (Amenemope, zit.n. Meyer 1983, 86)

In Rom gab es den so genannten Morionen-Markt (>forum morionum<), auf dem Narren wie Sklaven verkauft wurden (vgl. Nick 1861a, 135f.). Auch wurden die Morionen bei Gelagen zur Belustigung vorgeführt (vgl. Mattner 2000, 20).

Könneker weist nach, dass die Toren, Narren und »Tumpen« zunächst die Gottesfernen, Ungläubigen waren, denen es an Möglichkeiten der Einsicht in die religiöse Weisheit fehlte. Erst im 12. Jahrhundert wurde der Begriff verweltlicht und bezeichnete eine geistige oder körperliche Normabweichung (vgl. Könneker 1966, 15f.). Mezger beschreibt die Narren als »Leute mit geistigen Defekten: Einfältige, Wirrköpfe und Phantasten ebenso [...] wie körperlich Deformierte: Krüppel, Verwachsene und Zwerge« (Mezger 1981, 59). Noch bevor es die so genannten künstlichen Narren oder Schalksnarren (zum Beispiel Eulenspiegel) an den Höfen Europas, aber auch in den Städten gab, existierte das Phänomen der natürlichen Narren (vgl. Billington 1984, 20).

Die Idee des mittelalterlichen Stultus war von Anfang an mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Der Narr wurde – davon geht die Forschung einhellig aus – mit Gottesferne gleichgesetzt (vgl. u.a. Mezger 1984; Hergemöller 1990; Könneker 1966; Billington 1984; Heers 1986; Barwig/Schmitz 1990; Moscoso 2005).

Diese Gottesferne wird schon in der Bibel thematisiert: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: »Es ist kein Gott.« Sie taugen nichts; ihr Freveln ist ein Gräuel; da ist keiner, der Gutes tut. Denn Gott hat sie verworfen.« (Psalm 53,1)⁵

Die natürlichen Narren werden in vielen Abbildungen des Mit-

5 | Alle Bibelzitate in dieser Arbeit sind der lutherischen Übersetzung entnommen.

telalters spärlich bekleidet oder sogar nackt dargestellt, da Nacktheit neben der Scham- und Ehrlosigkeit auch für Gottesferne stand (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 223). Vor allem der Begriff der ›tumpheit‹ (Dummheit) bezeichnete einen Mangel an religiöser Erleuchtung, während die Weisheit (›sapientia‹) immer auch der Religion zugeordnet wurde. Die ›tumpen‹ zu lehren, sei deshalb auch eine theologische, keine pädagogische Aufgabe gewesen (vgl. Könneker 1966, 15). Es wurde angenommen, dass den Narren die »Einsicht in den göttlichen Heilsplan verwehrt« (Mezger 1991, 36) blieb. Krankheit und Behinderung galten schon im Alten Testament als Zeichen für Sünde bzw. als Strafe Gottes.⁶

Dies zeigt auch Sebastian Brant (1457-1521) in seiner Moralsatire *Das Narrenschiff* (1494): »Gott hat geschaffen das ist wor/Das sah das oug/und hörr das or/Dor umb ist der blindt und ertoubt/Der nit hört wißheit und ihr glaubt.« (Brant 1968 [1494], 30)⁷ Man hielt die Narrheit für einen Ausdruck menschlicher Sündhaftigkeit (vgl. Heers 1986, 165f.). Die Geburt eines missgebildeten Kindes wurde häufig als Strafe Gottes betrachtet (vgl. Enke 2000, 43). Diese Sicht vertritt auch Konrad von Megenberg: »Hiet der êrst mensch niht gesünt, all menschen wâren ân geprechen geporn.« (Megenberg 1971 [1348-1350], 486)⁸

Die mittelalterlichen Hofnarren sollten vor der Sünd- und Lasterhaftigkeit warnen und den Herrschenden die ihnen zuteil gewordene Gnade Gottes vor Augen führen (vgl. Petrat 1998, 37; Kühr 2003/2004, o. S.). Im späten Mittelalter wurden die Narren zunehmend mit dem Teufel in Verbindung gebracht (vgl. Mezger 1991, 103), und

»man musste sie zwangsläufig alle mehr oder weniger für Gezeichnete des Teufels halten, zumal man von ihm, dem Inbegriff der Narrheit, zu wissen glaubte, dass er selbst verkrüppelt sei und hinke.« (Mezger 1984, 21)

6 | Neben der Behinderung als Symbol für die Gottesferne oder als Prüfung (zum Beispiel Buch *Hiob*) war Behinderung als Strafe Gottes häufigstes Interpretationsmuster des Alten Testaments. Es heißt in den Sprüchen 12,21: »Es wird dem Gerechten kein Leid geschehen, aber die Gottlosen werden voll Unglücks sein.« Mehr zu den Erklärungen und Interpretationen von Behinderung im Alten Testament unter anderem bei Begemann (o.J.).

7 | »Gott hat erschaffen, das ist wahr/das sieht das Aug/und hört das Ohr/Darum ist der blind und taub/Der nicht hört Weisheit und ihr glaubt.«

8 | »Hätte der erste Mensch nicht gesündigt, wären alle Menschen ohne Gebrechen geboren.«

Diese Verbindung mit dem Teufel entstand nach Ansicht Billingtons um 1350 (vgl. Billington 1984, 20f.). Auch der Teufel wird in Abbildungen missgestaltet dargestellt. Deshalb werde Missgestalt als Folge »einer fleischlichen Vermischung von Teufel und Mensch« (Langenbach-Flore 1994, 42) gesehen. Im deutschen Raum wurde die Verbindung von Narrheit und Besessenheit durch die berühmte Tischrede von Martin Luther (1483-1546) zu den »Wechselbälgern«⁹ forciert (vgl. Petersen 2003, 60ff.).

Viele Menschen des Mittelalters hatten aufgrund dieser Assoziationen Furcht vor den Narren. Man versuchte, sich vor ihnen zu schützen und sie zu heilen; Wallfahrten und Exorzismen wurden veranstaltet, und immer wieder wurde auch das »Narrenschneiden«¹⁰ propagiert (vgl. Heers 1986, 168f.). Viele der so genannten Narren fielen auch der Hexenverfolgung zum Opfer.¹¹ Kühr geht davon aus, dass ab dem 11. Jahrhundert die Verfolgung der natürlichen Narren durch die Kirche zumindest geduldet wurde (vgl. Kühr 2003/2004, o. S.).

Die Haltung der Kirche gegenüber den Narren ist insgesamt als ambivalent zu bezeichnen. Die Narren galten zwar allgemein als gottesfern, man nahm aber dennoch an, dass sie unter Gottes Schutz stehen konnten (vgl. Langenbach-Flore 1994, 30). Davon zeugt ein altes Sprichwort, das Nick zitiert: »Gott ist der Narren Vormund.« (Nick 1861a, 85) Man ging davon aus, dass sich in den natürlichen Narren auch die »(gottes)kindliche Unschuld und Arglosigkeit« (Fuchs 2002, 5) zeigte. Foucault zufolge standen ihnen laut Kirchenrecht die Sakramente zu – gleichzeitig wurde ihnen aber der Zutritt zur Kirche ver-

9 | Das Wort »Wechselbalg« stammt vom mhd. »wehselbalc«. Der »wehsel« war ein Tausch, während »balc« eine Tierhaut oder einen Sack bezeichnete (vgl. Kobi o.J.). Luther zufolge handelt es sich bei den Wechselbälgern um vom Teufel untergeschobene Kinder, die gegen die richtigen Kinder ausgetauscht wurden. Charakterisiert werden sie als faul und stumm.

10 | In der Stirn vermutete man den Sitz der Narrheit in Form eines Steins (siehe auch *Allegorie der Narrheit* von Quinten Massys in Abschnitt 3.1.3). Viele Bilder zeigen das so genannte »Narrenschneiden«, eine Operation, bei der dieser Narrenstein entfernt werden sollte. Aus dem Stirnmal als Zeichen für Sündhaftigkeit entwickelte sich vermutlich das christliche Aschekreuz am Aschermittwoch (vgl. Mezger 1984, 30).

11 | Die Hexenverfolgungen des 15. und 16. Jahrhunderts werden als Folge gesellschaftlicher Umbrüche und damit verbundener Ängste der Menschen gesehen (vgl. Mezger 1991, 53).

wehrt (vgl. Foucault 1973b, 28).¹² Auch Lever geht davon aus, dass die Narren von der Kirche durchaus verehrt wurden, dies lasse sich mit der Herkunft des französischen Begriffs ›benêt‹ (Einfaltspinsel) von ›benedictus‹ (gesegnet) belegen (vgl. Lever 1992, 19f.).¹³

Sowohl in den Städten und Dörfern als auch auf der Straße und dem Lande und spätestens ab dem 12. Jahrhundert an den europäischen Höfen gab es künstliche und natürliche Narren.¹⁴

Eine ausführliche Beschreibung der natürlichen Narren oder Toren erhalten wir im Hochmittelalter von Konrad von Megenberg (1309-1374)¹⁵ aus dem Kapitel über die »Wundermenschen« in seinem *Buch der Natur*: Zunächst unterscheidet Konrad ›geseelte‹ und ›ungeseelte‹ Wundermenschen. Als ›ungeseelte‹ Wundermenschen werden diejenigen bezeichnet, die zwar einen menschlichen Körper, aber keine menschliche Seele hätten. Die ›ungeseelten‹ Wundermenschen könnten entweder vom Menschen geboren sein und durch die Sünden Adams ihre Gebrechen haben. Oder sie seien nicht vom Menschen geboren, hätten keine menschliche Seele, sondern seien besondere Tiere (vgl. Megenberg 1971 [1348-1350], 489). Die ›geseelten Wundermenschen‹ werden danach differenziert, ob sie Gebrechen des Leibes¹⁶

12 | Dies könnte auf das dritte Buch Mose zurückgehen (3. Mose 21, 22f.). Mehr dazu in Abschnitt 4.3.1.

13 | In der Antike gab es eine Hochachtung vor dem ›Wahnsinnigen‹. Ebenso wie dem Epileptiker wurde ihm göttliche Eingebungskraft nachgesagt und die Gabe des Wahrsagens zugesprochen. Der Wahnsinnige wurde gleichzeitig verehrt und gefürchtet, aber: »Niemand dachte im Traume daran, ihn einzusperren, und noch viel weniger, ihn zu heilen, denn er gehörte in die Ordnung des Heiligen.« (Lever 1992, 21)

14 | Weibliche Narren (Närrinnen) tauchen in der mittelalterlichen Literatur, aber auch in der späteren Geschichtsschreibung meines Wissens nicht auf. Dennoch gibt es Belege dafür, dass weibliche Adelige Närrinnen hatten (vgl. Lever 1992, 98).

15 | Konrad von Megenberg war Kanoniker. Sein *Buch der Natur* entstand zwischen 1348 und 1350 und wurde zum wichtigsten naturkundlichen Lehrbuch des Mittelalters. Es zählte bis in die frühe Neuzeit zu einem der am weitesten verbreiteten deutschen Bücher (vgl. Sollbach 1990, 20ff.). Von Megenberg schreibt über Tiere, Pflanzen und Steine sowie über »Wunderliche Quellen und merkwürdige Menschen«, zu denen von Megenberg auch die ›nätürlichen tören‹ – also die natürlichen Narren zählt.

16 | Ursache für ›Gebrechen des Leibes‹ sind nach Konrad von Megenberg zum Beispiel, dass schwangere Frauen unkeusch seien, dass

oder der Seele haben (vgl. ebd., 488). Letztere werden wiederum unterteilt:

»Aber die gesêlten wundermenschen, die geprechen habent an der sêl werken, die sint zwaierlai, etlaich habent daz von gepurt, [...] daz sint die nâtürlichen tôren, die ze latein muriones haizent, die habent ir zell der sêl kraft niht reht geschickt in dem haupt. daz prüft man dar an, daz si ungeschickten haupt habent, aintweder zu grôz oder ze klain. die wûrkent niht nâch den werken menschleicher sêl und habent doch menschensêl, sam diu kint.« (Ebd.)¹⁷

Konrad verwendet in dieser kurzen Beschreibung der natürlichen Narren gleich mehrere Begriffe, die für das Phänomen der mittelalterlichen Narrheit relevant sind. Vor allem wird deutlich, wie sehr die natürliche Narrheit einerseits als mit Gott verbunden, andererseits als religiöser Mangel begriffen wurde.

Er fügt hinzu, der lateinische Begriff für Wundermenschen sei »monstruosi« (ebd., 486). Der Begriff »Monstrum« leitet sich wahrscheinlich aus dem lateinischen »monstrare« (»zeigen«/»hinweisen«) ab (vgl. Moscoso 2005, 58). Möglich ist aber auch die Ableitung aus »monere«, was so viel heißt wie »erinnern«, »belehren«, »mahnen«. Sollbach geht deshalb davon aus, dass auch die Monstren im Mittelalter Ausdruck und Zeichen Gottes waren (vgl. Sollbach 1990, 16). Wundermenschen oder Wundergeburten bzw. Monster verweisen demnach

sich der Samen des Mannes teile (Zwillinge oder siamesische Zwillinge), zu viel sei (sehr große Menschen) oder zu wenig (Kleinwüchsige). Zwei gleich starke Kräfte führten zu Hermaphroditen usw. (vgl. Megenberg 1971 [1348-1350], 486ff.). Die Gebrechen der »geseelten« Wundermenschen kommen nach Ansicht Konrads durch die Sünde, ohne die es auch keine Gebrechen gäbe (vgl. ebd.; siehe auch Holländer 1921b, 350f.). Hätten sie ihre Gebrechen nicht von Geburt an, wie die natürlichen Toren, sondern aus Gewohnheit, liege das daran, dass sie in den Wäldern erzogen würden und »sam daz vieh« (»wie das Vieh«) (Megenberg 1971 [1348-1350], 488) lebten.

17 | »Aber die beseelten Wundermenschen, denen es am Wirken der Seele mangelt, die sind zweierlei. Etliche haben das von Geburt, [...] das sind die natürlichen Toren, die auf Latein Moriones heißen, die haben ihre Kammer für die Kraft der Seele nicht recht gestaltet im Haupt. Das prüft man daran, dass sie ein ungestaltetes Haupt haben, entweder zu groß oder zu klein. Sie wirken nicht nach den Werken menschlicher Seele und haben doch Menschenseele, wie ein Kind.«

auf die Bedeutung von Behinderung als (böses) Vorzeichen oder Warnung (vgl. Enke 2000, 33).¹⁸ Konrads Begriff der ›geprechen‹ lässt sich mit ›Mangel‹ oder ›Not‹ übersetzen. Nach von Bernuth werden damit keinesfalls Krankheiten gekennzeichnet (vgl. Bernuth 2003, 53). Auch der Begriff der Natur, den Konrad von Megenberg verwendet (›natürliche‹ Toren/Narren), weist religiöse Bezüge auf. Natur wird im Mittelalter als Zeichen der Existenz Gottes gewertet und in Hinblick auf religiöse Realitäten der Dinge interpretiert (vgl. Sollbach 1990, 7ff.). Der Begriff stammt aus der Philosophie des 12. Jahrhunderts und bedeutet im Mittelhochdeutschen ›Natur‹, ›Wesen‹, ›Veranlagung‹, ›Kreatürlichkeit‹ (vgl. Hennig 2001). Der Begriff ›tôre‹ wird bis ins 15. Jahrhundert synonym mit ›narre‹ verwendet (vgl. Könneker 1966, 21). Quellen des 12. Jahrhunderts bezeichnen den Toren als einen Gehörlosen oder »einen verrückten bzw. unzurechnungsfähigen, der Gelächter erregt und zum Spott reizt« (ebd.). Erst später wurde der Begriff des ›Toren‹

18 | Vor allem nach Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts kursierten viele Berichte über Wunderzeichen in Form von Flugblättern (vgl. Ewinkel 1995). Die so genannten Prodigien (von ›prod-agium‹ = eine Unglück vorhersagende ungeheuerliche Erscheinung; vgl. Paul 1995, 81) wurden als Zeichen für Gottes Zorn und das nahende Weltende interpretiert (vgl. Hammerla 2007, o. S.). Sie dienten »allen frommen Christen zur warnung« (Hof, zit.n. Hofmann-Randall 1999, 23). Noch 1745 schreibt Zedler: »Wenn aber an dessen statt eine Miß-Geburt, oder ein an gewissen Gliedmassen verstümmeltest Kind, gezeuget wird, so sagt man, daß solches außernatürlich geschehe.« (Zedler 1745, Sp. 2150) Natürliche und übernatürliche Ursachen für diese Prodigien schlossen sich aus damaliger Sicht nicht aus (vgl. Daston/Park 1998, 228). Gewandelt hat sich allerdings die Interpretation der Wunder bzw. Monstren: Galten sie noch im Mittelalter als Unheil verkündendes Zeichen, so wurde ›monströs‹ im 17. Jahrhundert zunehmend mit ›selten‹ übersetzt, und Monstren wurden vermehrt mit Staunen und Vergnügen betrachtet. Dieses Vergnügen ist aber kein komisches gewesen, sondern ein »Staunen im Übergang zur angenehmen, unterhaltsamen Überraschung« (ebd., 228), weshalb auch auf die Monstren im Folgenden nicht weiter eingegangen wird. Ab dem 16. Jahrhundert mehren sich Berichte, dass Monstren auf Jahrmärkten zur Schau gestellt werden, in Deutschland ebenso wie in Italien, England und Frankreich (vgl. ebd., 225). Ab dem 17. Jahrhundert werden die so genannten Monstren klassifiziert und zunehmend naturwissenschaftlich betrachtet, im 18. Jahrhundert kommt es schließlich zur »Entmythologisierung der Monster« (Moscoso 2005, 57).

verallgemeinert und auf ein merkwürdiges, seltsames Verhalten übertragen.

Vor allem im Hochmittelalter waren natürliche Narren diejenigen, die als geistig und/oder körperlich abweichend galten bzw. die unwissentlich gegen gesellschaftliche Normen verstießen. Die künstlichen Narren hingegen taten dies bewusst.

Auch wenn heute scheinbar klar zwischen natürlichen und künstlichen Narren differenziert wird, scheint es eine solche Dichotomie zumindest im frühen Mittelalter nicht gegeben zu haben. Oft lässt sich nämlich nicht unterscheiden, ob es sich bei Darstellungen oder Erzählungen um natürliche oder künstliche Narren handelt. Beide bildeten zeitweise eine Einheit; eine Trennung zwischen behindert und nichtbehindert gab es, was die Narren angeht, zunächst nicht.¹⁹

Die Trennung zwischen närrisch sein (nur so tun, als ob) und verrückt sein wurde erst gegen Ende des Mittelalters bestimmend (vgl. u.a. Schönwiese 2001, o. S.). Demnach wurde erst im 14. Jahrhundert konsequenter zwischen natürlichen und künstlichen Narren differenziert (vgl. Billington 1984, 22);²⁰ Mezger geht davon aus, dass im 15. Jahrhundert von einer Dichotomie gesprochen werden kann (vgl. Mezger 1991, 45). Barwig und Schmitz vermuten den Grund für die vorher fehlende Differenzierung darin, dass nicht Individuen im Vordergrund standen, sondern beide – sowohl natürliche als auch künstliche Narren – über ihre Rollen definiert wurden (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 249). Diese Priorität der Rollenfunktion und ihrer Symbolik ist auch eine Erklärung dafür, warum man vor allem aus dem Mittelalter wenig über die realen Personen weiß: Die Identität des Narren trat zumeist hinter seine symbolische Funktion zurück (vgl. Lever 1992, 83). Dafür spricht auch, dass die meisten Narren signifikante Rollennamen bekamen. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass viele Men-

19 | Ein Beispiel für die Gleichsetzung von körperlichen Behinderungen mit Narren ist das Gemälde *Die Krüppel* von Pieter Brueghel dem Älteren (1528-1569). Die auf dem Bild dargestellten Bettler tragen die damals in Frankreich übliche Kleidung der Narren: einen Mantel mit aufgenähten Fuchsschwänzen (vgl. Nick 1861a, 69). In einem zu dem Bild erstellten Inventar wird 1673 auch von den »sottekens« – also den Narren – und nicht von »Krüppeln« oder »Bettlern« gesprochen (vgl. Mezger 1984, 21).

20 | Vor allem in der Literatur und in Theaterstücken entwickelte sich »ein Bewusstsein bezüglich der Notwendigkeit, solche Menschen [natürliche Narren, C. G.] von ihren Darstellern, welche bei ihrer Arbeit in den Häusern der Herrscher zunehmend von der Immunität der Idioten profitierten, zu unterscheiden« (Billington 1984, 20).

schen sich als natürliche Narren verstellt zu haben scheinen, um an den Höfen ein Auskommen zu finden (vgl. Nick 1861a, 17f.). Auch nach Meinung Levers hatte an den Höfen derjenige ein gutes Auskommen, der »seine Rolle als Idiot« (Lever 1992, 86) gut beherrschte.

Der Narr stand außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, er wurde nicht in die Ständehierarchie eingegliedert und blieb damit Außenseiter (vgl. Mezger 1981, 52; Malke 2001, 31). Es zeigt sich hier räumlich, dass die Narren in der mittelalterlichen Ständehierarchie einen niederen Platz einnehmen. Das verdeutlicht auch das *Ständebuch* (1568):²¹ Jost Aman (1539-1591) entwarf Holzschnitte zu 114 Ständen, die dazugehörigen Texte stammen von Hans Sachs (1494-1576). Den Anfang macht der Papst, es folgt der Klerus, schließlich Kaiser, König und Adelige, gefolgt von den unterschiedlichsten Berufsgruppen. Den Abschluss des Buches bildet der Schalksnarr, gefolgt vom Stocknarren, also dem natürlichen Narren (vgl. Aman 2006 [1568]).

Das macht deutlich, dass Narren in der mittelalterlichen Gesellschaft soziale Außenseiter waren. Sie hatten – mit den Worten Levers – den »Rang eines Zwerges, Affen, Kriminellen oder Leprakranken« (Lever 1992, 48). Wie andere Gruppen auch (zum Beispiel Hexen, Juden, ehrlose Berufsgruppen oder Verbrecher) verloren sie in der Regel das Wahlrecht, aber auch bürgerliche Rechte. Sie hatten keinen Anspruch auf Schulbildung, und es wurden ihnen Schandfarben zugewiesen und Randgruppenabzeichen gegeben (vgl. Hergemöller 1990, 2). Im *Sachsenspiegel*, einem Rechtsbuch mit großem Einfluss auf die mittelalterliche und frühneuzeitliche Rechtsprechung (vgl. Hirschberg 2003, o. S.), wird im 13. Jahrhundert festgehalten, dass das Erbe der natürlichen Narren an den Staat oder einen Vormund fiel (vgl. Nick 1861a, 174). In einer späteren Ausgabe des *Sachsenspiegels* heißt es über die Narren: »Keyne peyn ist an [ohne] wille und that. Missethat [...] von torheit/one willen/peinigt man auch nicht [...]. Daruemb das die thoren und kinder keynen willen haben.« (*Sachsenspiegel* [1535], zit.n.

21 | Der Originaltitel lautet: *Eygentlich Beschreibung Aller Stände auff Erden/Hoher und Nidriger/Geistlicher und Weltlicher/Aller Künsten/Handwercken/und Händeln/zc. Vom größten bis zum kleinsten/auch von irem Ursprung/Erfindung und gepreuchen. Durch den weiterümpften Hans Sachsen Ganz fleissig beschrieben/und in Teutsche Reimen gefasset/Sehr nutzbarlich und lustig zu lesen/und auch mit kunstreichen Figuren/deren gleichen zuvor niemads gesehen/allen Ständen soll dieses Buch begriffen/zu ehren und wolgefallen/Allen Künstlern aber/als Malern Goldschmiden/zc. Zu sonderlichem dienst in Druck verfertigt. Mit Privileg der Röm.-Keys. Maiest. Freyheit. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn 1568* (Aman 2006 [1568], o. S.).

Malke 2001, 61) Weil man also davon ausging, dass die Toren keinen Willen hatten, sollten sie ebenso wie die Kinder für ihre Taten nicht bestraft werden. Weiter sah der *Sachsenspiegel* vor, ihren Vormund zur Rechenschaft zu ziehen, wenn sie eine Missetat begingen.²² Außerdem sollten die Narren niemanden stören. Der Reichstag zu Augsburg verordnete 1500, dass jeder, der Narren habe, sie so halten sollte, »daß sie andere Leute unbesucht und unbelästigt ließen« (zit.n. Weber 1868 [1832], Bd. XII, 116; ebenso bei Wander 1964 [1873], Bd. 3, 925).

Narren wurden nicht nur rechtlich, sondern auch topografisch marginalisiert. Sie lebten zumeist am Rand von Dörfern und Städten.

»Dort überall hausten sie, vegetierten und starben sie, unter Lumpenplanen, im Schutz von Bretterverschlügen und Ruinengemäuer, in feuchten und finsternen Kellern, inmitten von Dreck, Unrat und Kot.« (Müller 1996, 65)

Viele Narren wurden auch aus den Städten verjagt: Die Narrenschiffe waren nicht nur literarische Fiktion, wie das bekannte *Narrenschiff* von Sebastian Brant, sondern soziale Realität. Sie hatten die Funktion, ihre »geistesranke Fracht« (Foucault 1973a, 25) aus der Stadt zu bringen. In Nürnberg beispielsweise wurden Mitte des 15. Jahrhunderts 31 von 62 natürlichen Narren aus der Stadt verjagt. Verschiffungen gab es unter anderem auch in Frankfurt (vgl. ebd., 26) und Lüneburg (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 231). Dass das Verbringen der Narren in andere Städte üblich war, bezeugt auch die *Chronik der Grafen von Zimmern* (1566):

»[I]st anno 1522 ain bettler, [...] in aim karren geen Bochingen gebracht worden, wie dann geprechlich, das solliche und dergleiche bresthafte leut von aim dorf und flecken zum anderen gefiert werden.« (Zimmern 1967 [1566], 320)²³

22 | Auch der Schwabenspiegel aus dem 13. Jahrhundert hält dies fest: Wenn ein Narr Schaden anrichte, solle der Vormund dafür büßen (vgl. Fandrey 1990, 16). Nach einem Erlass Heinrichs VIII. konnten die Vormünder über das Land der Narren entscheiden (vgl. Willeford 1968-1969, 543). Vormund für die Narren waren häufig ihre kirchlichen oder fürstlichen Besitzer.

23 | »Im Jahr 1522 ist ein Bettler in einem Karren nach Borchingen gebracht worden, wie damals üblich, dass solche und dergleichen gebrechliche/ranke Leute von einem Dorf und Flecken zum anderen geführt werden.«

Foucault geht davon aus, dass man nur stadtfremde Narren verjagte, sich um die heimischen Narren aber kümmerte (vgl. Foucault 1973a, 27). In den Pilgerstädten gab es viele Narren, die auf Kosten der Stadt verpflegt wurden (vgl. ebd.). Sie wurden aber auch eingesperrt, vorwiegend in Hospitälern oder Narrenhäusern.²⁴ Manchmal steckte man sie auch in so genannte Narrenkäfige oder Narrenkisten. Dort wurden sie wahrscheinlich öffentlich zur Schau gestellt, verspottet, verhöhnt und bespuckt (vgl. Schönwiese 2001, o. S.). Im Lübecker Niederstadtbuch wird 1479 von den so genannten »Dorenkisten« (Barwig/Schmitz 1990, 230) berichtet. Diese auch »Torenkisten« oder »Hundehäuschen« genannten Kisten dienten der Isolation vor allem von »Tobsüchtigen« (Hergemöller 1990, 6). Ab dem 14. Jahrhundert wurden Tollhausordnungen erstellt (vgl. ebd., 37). Dem Einsperren konnten vor allem Menschen entgegen, die entweder für einfache Arbeiten gebraucht werden konnten (vgl. Mezger 1981, 58; mehr in Abschnitt 3.1.3) oder an den Höfen Europas (und später auch beim niederen Adel und beim Klerus) ein Auskommen fanden.

3.1.2 Die Institution des Hofnarrentums und die Funktion der Narren

Ebeling differenziert die Narren entsprechend ihrer Wirkungsstätte in »Hof-, Städte-, Haus-, Gesellschafts- und Wandernarren« (Ebeling 1890, 4). Im Folgenden wird vorwiegend auf das Phänomen der natürlichen Narren an den europäischen Höfen eingegangen, da von diesen – weil institutionalisiert²⁵ – Beschreibungen in Rechnungsbüchern und Chroniken sowie Abbildungen vorhanden sind.

Hofnarren gab es in Mittelalter und Renaissance in ganz Europa, aber auch beispielsweise in Japan. Sie waren ein kulturell weit verbreitetes Phänomen bzw. eine Institution vieler spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gesellschaften.

24 | Foucault zufolge sind die Narrenhäuser umfunktionierte leerstehende Leprosorien: »Die Lepra verschwindet, die Leprakranken sind fast vergessen, aber die Strukturen bleiben.« (Foucault 1973b, 22f.) Als die Lepra im 15. Jahrhundert aus den europäischen Städten verschwand, wurden viele der 19 000 Leprosorien umgewandelt: Sie wurden an Krankenhäuser übergeben oder zur Behausung Armer, unheilbar Kranker und Wahnsinniger verwendet (vgl. ebd., 19ff.).

25 | Für Palla ist das Hofnarrenamt sogar mit einer beruflichen Tätigkeit gleichzusetzen. Er zählt es zu den untergegangenen Berufen (vgl. Palla 1995, 136f.).

Der Begriff des Hofnarren selbst ist eine nachmittelalterliche Prägung (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 235), die die Position an den europäischen Königs- und Fürstenhöfen verdeutlichen soll. Die Hofnarren des Mittelalters waren mehr als eine Modeerscheinung. Sie waren »ein Phänomen mit ganz klar umrissenen ideengeschichtlichen Hintergründen« (Mezger 1981, 11).

Gelangten die so genannten natürlichen Narren an die Höfe, waren sie im Gegensatz zu den Narren auf der Straße durch ihr Amt geschützt. Sie hatten damit die Chance, ihrer »sozialen und geographischen Heimatlosigkeit« (ebd., 58) zu entkommen. Auch Malke spricht von einem »sozialen Gefälle« von dem am Fürstenhof lebenden, ein festes Gehalt beziehenden Hofnarren bis zum zerlumpten Stadt- und Straßennarren« (Malke 2001, 9). Die Straßennarren suchten häufig zusammen mit Bettlern und Musikanten die Nähe zum fahrenden Volk (vgl. Hampe 1902, II, 1; Kühr 2003/2004).

Es wird davon ausgegangen, dass es zu Beginn der Hofnarrentradition nur natürliche Narren gab. Diejenigen, die die Narrheit nur simulierten – künstliche Narren oder Schalksnarren – tauchten vorwiegend in der Renaissance auf (vgl. Lever 1992, 87). Allgemein nimmt man an, dass die Schalksnarren zunächst »Medium der Imitation von Erwachsenen und geistig Geschwächten« (Velten 2001, 297) waren und dass Letztere in deren Darbietungen einbezogen wurden (vgl. u.a. Barwig/Schmitz 1990, 220; Langenbach-Flore 1994, 17). Billington differenziert in ihrer Analyse deshalb auch begrifflich »Idioten« und »Mimen der Idioten« (Billington 1984, 21f.). Schönwiese formuliert den Unterschied folgendermaßen: »Die Narren suchen sich allerdings von sich aus das Publikum, und Behinderte werden ausgestellt.« (Schönwiese 2001, o. S.)

Man muss jedoch hinzufügen, dass an den Höfen keine strikte Trennung zwischen natürlichen und künstlichen Narren erfolgte. Unterschiede im Status und in der Behandlung können dennoch nachgewiesen werden. Zum Beispiel waren am Hof von Kaiser Maximilian I. (1459-1519) die künstlichen und natürlichen Narren »sauber getrennt« (Barwig/Schmitz 1990, 246). Der von Jörg Kalderer 1512 als Miniaturvorlage²⁶ gemalte *Triumphzug Maximilians* verweist auf die

26 | Diese Miniatur diente als Vorlage für Holzschnitte von Hans Burgkmair, die die Stände zu Zeiten Maximilians I. abbilden. In Kalderers farbiger Miniaturvorlage für die Holzschnitte sieht man die natürlichen Narren öffentlich ihr Geschäft verrichten, sie greifen sich gegenseitig ins Gesicht. Dies ist bei Burgkmair so nicht mehr zu sehen (vgl. Malke 2001, 13).

bestehende Hierarchie zwischen natürlichen und künstlichen Narren. Die Wagen der Narren werden sehr unterschiedlich präsentiert und machen in allen Details (Wagen, Pferde, Kleidung, Verhalten) die Hierarchie zwischen beiden Gruppen deutlich. Die Kleidung und auch der Wagen der künstlichen Narren sind vornehmer, teurer und üppiger. Vor ihren Wagen sind starke Rösser gespannt, während der Wagen der natürlichen Narren von Maultieren gezogen wird.

In der Schrifttafel der Miniatur des Wagens der natürlichen Narren heißt es:

»Ein ander Gesindt hernahet bey,
kumbt auch gefahren an den Rey,
Natürlich Narren ist es genant,
aus Kaisers hof gar wol bekandt,
sy haben manche kurzweil gemacht,
so artlich, das man Ir hat gelacht«
(Kalderer [1512], zit.n. Malke 2001, 60).

Die Funktion der natürlichen Narren am Hofe Maximilians I. ist es laut dieser Beschreibung, den Kaiser zum Lachen zu bringen. Die natürlichen Narren raufen miteinander, einer greift dem anderen in den Mund, während ihm an den Haaren gezogen wird.

Im frühen Mittelalter werden die natürlichen Narren den künstlichen vorgezogen. Dies beschreibt auch Philander von Sittewalt 1642: »[D]an es ist je vnd allwegen also gewesen/das etliche Weltliche Fürsten vnd Herren viel ehe einem Narren oder Zwergen vmb sich haben vnd leiden mögen/als einen Witzigen²⁷.« (Philander von Sittewalt 1986 [1642], 105)

Insgesamt scheint die Behandlung der Narren an den Höfen unterschiedlich gewesen zu sein:

»Einige erhielten einen monatlichen Lohn, speisten mit ihren Fürsten, begleiteten sie auf Turniere, ja waren oft Vertraute und Berater ihrer Herren, während andere, schwer geistig behinderte Narren, um sich selbst und andere zu schützen, stets einen Begleiter um sich hatten, ignoriert wurden oder wie die Hunde des Hofes behandelt wurden, bei denen viele von ihnen schlafen mussten.« (Langenbach-Flore 1994, 31)

27 | Witz hat hier nichts mit Komik zu tun, sondern ist mit Vernunft bzw. Verstand gleichzusetzen.

Wenn ihre Späße den Herrschenden missfielen, wurden sie oft körperlich bestraft und gedemütigt und von den Höfen verwiesen; das betraf sowohl die natürlichen als auch die künstlichen Narren (vgl. Lever 1992, 100; Barwig/Schmitz 1990, 221; Velten 2001, 295). Strenge Strafen wurden nach Ansicht Langenbach-Flores aber nur selten verhängt, da sie als unehrenhaft galten (vgl. Langenbach-Flore 1994, 31). Mit anderen Worten: »Der Narr wäre ohne Redefreiheit kein Narr, aber er kann sich um Kopf und Kragen reden.« (Fuchs 2002, 8)

Die im Mittelalter vorhandene Vorliebe für die natürlichen Narren hatte vor allem mit deren Funktion zu tun. Diese lag zwar auch in der Unterhaltung der Herrschenden. Die Narren hatten jedoch gleichzeitig und vorwiegend eine warnende, aber auch eine Macht erhaltende Funktion. Wie schon am Beispiel der »Ständetreppe« gezeigt, dienten die Narren als Memento, als Warnung vor Eitelkeit, Nichtigkeit und Vergänglichkeit (Vanitas). Sie sollten den Herrschenden daran gemahnen, dass es nicht weit vom gelobten König bis zum verspotteten Narren sei, und somit zu Demut anhalten (vgl. Mezger 1981, 17).²⁸

Dass körperlich oder psychisch auffällige Narren²⁹ bevorzugt wurden, hat nach Ansicht Petrats genau mit dieser Funktion zu tun; die Narren sollten dem Herrscher die ihm zuteil gewordene Gnade Gottes vor Augen führen und als Warnzeichen den Unterschied zwischen Gut und Böse symbolisieren (siehe Abschnitt 3.1.1). Diese Funktion wurde durch ein auffälliges und besonders hässliches Äußeres unterstrichen (vgl. Petrat 1998, 10f.). Die Narren durften die bestehende Ordnung zwar irritieren, sie waren als außerordentlicher Teil dieser Ordnung aber selbst in das höfische Gefüge eingebunden und konnten die Ordnung daher nicht umstürzen. Damit ist die Funktion des Narren nicht vorwiegend in der Unterhaltung zu suchen, auch wenn sie durchaus unterhalten haben, sondern in der Stabilisierung der Gesellschaftsordnung (vgl. Fuchs 2002, 5ff.).

Im Übergang zur frühen Neuzeit wandelt sich die Funktion der (Hof-)Narren. Mehrere Elemente und Aspekte kennzeichnen diesen Wandel, dabei ist schwer zu bestimmen, welche Aspekte ursächlich und welche sekundäre Folgen sind:

28 | Gleichzeitig wurde der Kontrast zu den Narren auch genutzt, um königliche Macht und Herrlichkeit zu betonen. Deshalb wurden die Narren teilweise sehr reich gekleidet (vgl. Lever 1992, 53; Langenbach-Flore 1994, 31).

29 | »Bei der Auswahl schon erhält die Missgestalt Vorzug vor dem Konkurrenten mit gefälligem Aussehen« (Petrat 1998, 11), da in mittelalterlicher Vorstellung »Hölle und Hässlichkeit« (ebd., 34) korrespondierten.

1. Die natürlichen Narren werden zunehmend von künstlichen Narren an den Höfen abgelöst.
2. Der Narr verliert als Typus seine Bedeutung und tritt erstmals als Individuum auf.
3. Die Funktion des Narren an den Höfen ist verstärkt die Unterhaltung der Herrschenden, sie dienen als Statussymbole; warnende und mahnende Aspekte treten in den Hintergrund.
4. Das Phänomen der Narren wird zur Metapher und bekommt dabei eine moralisierende Funktion.

In der Renaissance werden vor allem künstliche Narren als Unterhalter und Spaßmacher eingesetzt, während die natürlichen Narren zunehmend auf Distanz gehalten werden (vgl. Mezger 1991, 45). »Der Schwachsinn wurde durch schlitzohrigen Witz ersetzt« (Kühr 2003/2004, o. S.). Die Narrenidee und der Narr werden omnipräsent. 1494 hatte Sebastian Brant sein *Narrenschiff* veröffentlicht, eine Moralsatire, die bis ins 17. Jahrhundert hinein eine enorme Wirkung zeigte (vgl. Lemmer 1968, VIIff.). Darin wird Narrheit zum Normalen, »das Narrenkostüm wird zum Alltagskleid des Menschen« (ebd., XI). Außerdem setzt Brant in seinem Buch Narrheit mit Sünde und menschlichem Fehlverhalten gleich (vgl. Brant 1968 [1494]).³⁰ Die realen Narrenschiffe, die auch natürliche Narren verschifften, werden hier zur Metapher (ebd., 3).

Die Zeit der »weisen«, also künstlichen Narren beginnt ungefähr zeitgleich mit Erasmus von Rotterdams (†1536) *Lob der Torheit* (vgl. Lever 1992, 140), das 1509 verfasst und 1511 erstmals gedruckt wurde (vgl. Major 1947, 7), wie das *Narrenschiff* von Brant ebenfalls eine Satire. In der Ich-Form singt die Torheit dort ihr eigenes Loblied. Sie selbst wird nicht definiert, da eine solche Definition nur ein »blutleeres Schattenbild« (Erasmus 1947 [1509/1511], 19) zeigen würde. Für Erasmus ist die Torheit allumfassend, so dass man auch bei den vermeintlich Weisen die »Eselsohren« sehen könne. Narren sind für ihn Menschen »ohne Verstand« (ebd., 30), ohne schwere Gedanken und deshalb die glücklichsten Menschen, ohne schlechtes Gewissen. Sie hätten keine Ängste, keinen Scham und Ehrgeiz, »und schließlich, wenn sie fast so stumpf sind wie das liebe Vieh sind sie zur Sünde selbst unfähig« (ebd., 71). Deshalb wolle auch ein jeder einen Narren »um sich haben, ihn füttern, streicheln und umarmen« (ebd.). Die Herrscher fänden

30 | Es geht Brant aber nicht um den Wahnsinn im Sinne von psychischer Erkrankung oder Behinderung, sondern er sieht den Wahnsinn als ein Schauspiel (vgl. Foucault 1973a, 45).

bei ihnen »Unterhaltung, Gelächter, Zeitvertreib« (ebd., 72). Da nur die Narrheit die Wahrheit sprechen könne, seien Narren auch nicht »wahnsinnig«, sondern »scharfsinnig« (vgl. ebd., 75).³¹ Demnach – so das *Lob der Torheit* – ist das Leben ohne die Narrheit wertlos, weil »ohne die Würze der Torheit jeder Schmaus fade schmeckt« (ebd., 41).

Im ausgehenden Mittelalter scheint die ganze Welt närrisch. Nicht nur in der Literatur, auch in der bildenden Kunst findet das Narrenthema zunehmend Verbreitung. Im 15. und 16. Jahrhundert wird die Narrheit schließlich zur allumfassenden Metapher. Sie symbolisiert die »sinnfällige Verkörperung menschlicher Schwäche und Schlechtigkeit« (Könneker 1966, 1). Sie navigiert – mit den Worten Foucaults – zwischen »Drohung und Verlangen, schwindelerregende[r] Unvernunft der Welt und unbedeutende[r] Lächerlichkeit des Menschen« (Foucault 1973a, 31). Für Barwig und Schmitz entwickelt sich der Narr vom gedemütigten, in seiner Rolle festgehaltenen Verlierer zur »moralischen Figur« (Barwig/Schmitz 1990, 248). Die Narren werden zu Trägern moralischer Kritik,³² Mönkemöller nennt sie deshalb »didaktische Narren« (Mönkemöller 1912, 52).

Als Ursache für die Ausweitung der Narrenidee gelten gesellschaftliche Umbrüche und Unruhen des 15./16. Jahrhunderts.³³ Die

31 | Als ein Beispiel erzählt Erasmus die Geschichte des Toren Argiver. Dieser habe sich in seinem Wahn im leeren Theater amüsiert, weil er sich einbildete, dort würden gerade die schönsten Stücke aufgeführt. Nachdem er mithilfe von Ärzten geheilt worden sei, habe er sich beklagt, weil man ihm sein Vergnügen genommen habe (vgl. Erasmus 1947 [1509/1511], 76).

32 | Doch 1709 schreibt der Prediger Abraham a Santa Clara eine Narrensatire mit dem Titel *Stultum In Quarto. Oder Hundert Ausbündige Narren*. Für ihn entspricht die Narrheit ebenfalls der Sünde, vor allem dem Streben nach materiellen Gütern (vgl. Santa Clara 1978 [1709], 5). Auch hier sind die Narren »ohne Zahl und Ziel« (ebd., 6). Clara beschreibt 100 Narrentypen und warnt unter anderem vor dem einfältigen Narren, dem nicht zu trauen sei, denn Einfalt und Bosheit seien »geschwisterte Kinder« (ebd., 124).

33 | Auf die soziale Lage kann in diesem Rahmen nicht ausführlicher eingegangen werden. Folgende Eckpunkte seien genannt: Die Ständeordnung begann zu bröckeln, es gab verschiedene Kriege, unter anderem die Bauernkriege und den Dreißigjährigen Krieg. Viele Menschen hatten Zukunftsängste, die Bauern wanderten aufgrund der wirtschaftlichen Depression in die Städte, wo es vielfach soziale Unruhen gab. 1348 begann eine große Pestepidemie, infolge von Armut und mangelnder Hygiene

Narrenfigur wird um 1500 »multimedial« (Mezger 1991, 26). Sie existiert als literarische, künstlerische und dramatische Figur, als Figur der Fastnacht³⁴ und des Alltags, aber auch nach wie vor an den europäischen Höfen. Dabei fungiert die Narrheit einerseits als Metapher, andererseits werden aber auch reale Personen beschrieben (vgl. ebd.). Letztere treten zunehmend aus der Anonymität heraus; es werden Namen, Bildnisse und biografische Daten überliefert (vgl. Mezger 1981, 297): Der Narr »ist nicht länger und ausschließlich ein Typus, sondern nunmehr als Persönlichkeit Gegenstand der Beschreibung und Abbildung« (Häßler/Häßler 2005, 22).

Zunächst bleibt das Hofnarrentum von den Wandlungen der Narrenidee unangetastet (vgl. Petrat 1998, 13). Es ändert sich aber in seiner Funktion. Da im späten Mittelalter zunehmend niedere Adelige, der Klerus, Bischöfe, Pfarrer und sogar das Bürgertum Narren anstellen, verlieren diese ihre Bedeutung als Statussymbol (vgl. Mezger 1981, 81). Ebenso verlieren sie ihre Funktion als Mahner und Warner. Narren dienen nur noch der Unterhaltung und dem Zeitvertreib (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 226; Mezger 1981, 76). Da die Herrscher der Renaissance sich immer weniger als Herrscher von Gottes Gnade sahen, wurde der Narr als Symbol überflüssig (vgl. Petrat 1998, 37). Folge davon war auch, dass die natürlichen Narren zunehmend von den Höfen verschwanden und durch künstliche Narren ersetzt wurden.

Narr zu sein wurde eine zunehmend komplexe und anspruchsvolle, den Unterhaltungsinteressen geschuldete Aufgabe: Narren waren Tänzer, Dichter, Akrobaten und Witzemacher in einer Person (vgl. Lever 1992, 109f.). 1316 wurde in Frankreich der erste Hofnarr verbeamtet (vgl. ebd., 106). Ihr sozialer Aufstieg lässt sich auch an den Narren

brachen weitere Krankheiten aus (vgl. Hergemöller 1990, 31ff.; Fandrey 1990). In der Narrheit wurde die angebliche Ursache für diese Katastrophen gefunden (vgl. Mezger 1991, 51ff.). Dies führte auch zur Verknüpfung von Narrheit und Tod; auf vielen Ikonografien wird der Narr mit dem Tod oder als Tod selber dargestellt (zum Beispiel in den Stich von Hans Holbein: *Der Tod tanzt mit dem natürlichen Narren* von 1547).

34 | Das Fastnachtsnarrentum kann in diesem Zusammenhang nicht näher betrachtet werden. Eine Anmerkung muss in diesem Kontext genügen. Nach Ansicht Mezgers weisen auch die Fastnachtsnarren Bezüge zum Phänomen der natürlichen Narren im Mittelalter auf: Sie täuschen »sowohl geistige Normabweichungen als auch physische Defekte« (Mezger 1991, 38) vor. Dies könne man auch heute noch an der Physiognomie vieler Fastnachtsmasken, vor allem in Süddeutschland, erkennen (vgl. ebd.).

selbst ablesen: Wurden im Mittelalter vorwiegend arme Leute an die Höfe geholt,³⁵ sind es in der Renaissance zunehmend gebildete, wohlhabende oder adelige Personen, die das Hofnarrenamt ausüben (vgl. ebd.). Im Barock werden auch Gelehrte gerne in das Amt berufen (vgl. Mezger 1981, 81). Hauptgrund für den endgültigen Niedergang des Narrentums Ende des 17. Jahrhunderts ist wohl dessen Funktionsverlust und die Expansion der Narrenidee: »Ist jeder ein Narr, ist keiner ein Narr. Damit wird auch die Spezialistenrolle des Hofnarren obsolet.« (Fuchs 2002, 11)

Das Hofnarrentum der natürlichen Narren endete im 16. Jahrhundert, während die künstlichen Narren länger an den Höfen blieben (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 226). Claus Narr³⁶ muss als späte Ausnahme gesehen werden. »Die natürlichen Narren werden mehr und mehr als Geistesranke begriffen und in entsprechende Anstalten abgesondert.« (Ebd.) Das Interesse an den Narren wird geringer, und zwar »in dem Maße [...], wie Narrheit zunehmend als Krankheit und Erziehungsobjekt verstanden wird« (Bernuth 2003, 59; siehe Abschnitt 4.6.1). Was aber nicht abebbt, ist nach von Bernuth »das allgemeine Interesse an physisch und psychisch auffälligen Menschen« (Bernuth 2006b, 70).³⁷ Diese werden, wie andere Randgruppen auch, zunehmend ausgegrenzt, was nach Ansicht Hergemöllers die Funktion hat, soziale Hierarchien aufrechtzuerhalten (vgl. Hergemöller 1990, 37). Das Narrentum der künstlichen Narren erlebt kurz vor seinem Ende im 18. Jahrhundert noch einmal eine Blüte unter den barocken Fürsten (vgl. Mezger 1981, 81; Barwig/Schmitz 1990, 226).

35 | In den höfischen Rechnungsbüchern werden häufig Zahlungen für Not leidende Verwandte der Narren erwähnt (vgl. Lever 1992, 109).

36 | Claus Narr wurde 1515 geboren und im Verlaufe seines Lebens an verschiedene Herrscher weitervererbt. Mit richtigem Namen hieß er Claus von Rannstedt (weitere Informationen zum Beispiel bei Flögel 1789, Mezger 1981). Claus Narr wurde bekannt, weil verschiedene Schwänke, Sammlungen und Anekdoten ihn beschreiben. Die bekannteste Historiensammlung aus dem Jahr 1572 stammt von Pastor Wolfgang Büttner (vgl. Schmitz 1990). Unter anderem gibt es ein Gedicht des Dichters Jakob van den Heyden über Claus von Rannstedt (vgl. Malke 2001, 63). Luther erwähnte Claus Narr mehrfach in seinen *Tischreden* (vgl. Schmitz 1990, 14).

37 | Das anhaltende Interesse fand aber neue Institutionen in Form der Kuriositätenkabinette, auf Jahrmärkten und in den Freakshows (vgl. Bernuth 2006b, 70).

3.1.3 Die *Chronik der Grafen von Zimmern* (1566)

Die *Chronik der Grafen von Zimmern* hat in der historischen Forschung über das spätmittelalterliche Narrentum bzw. das Narrentum der Frührenaissance eine besondere Bedeutung, weil sie viele Besonderheiten natürlicher Narren beschreibt (vgl. Mezger 1981, 66f.). Die Handschriften zu der *Chronik* wurden wahrscheinlich 1566 vorläufig beendet (vgl. Huber 1964, 9f.). Verfasser ist der Graf Froben Christoph von Zimmern (*1519), der bis zu seinem Tod, dessen Datum nicht bekannt ist, immer wieder daran gearbeitet hat (vgl. Decker-Hauff 1964, 5; Jenny 1959, 34ff.).³⁸

Im Gegensatz zu anderen Chroniken geht dieses Werk über bloße historische Zeit- und Personenangaben weit hinaus. Nach Deufert (1975) schreibt von Zimmern keine Philosophie, keine Chronologie der Zeitgeschichte und keinen Familienstammbaum, sondern eine »profane Wirklichkeitsschilderung und realistische Darstellung der Denk- und Merkwürdigkeiten der Zeit« (Deufert 1975, 68). Da es sich um eine Familienchronik der Grafen von Zimmern handelt, stehen die Mitglieder der Familie im Mittelpunkt: Persönliche Erlebnisse werden ebenso dokumentiert wie Begegnungen mit Kaisern und Königen. Adelige und Bischöfe, aber auch Mitglieder anderer Stände sind genauso Thema wie die politische und gesellschaftliche Lage sowie die Reiseerlebnisse der Grafen.

Die anekdotische oder schwankhafte Erzählung bildet ein Grundelement der Darstellung in von Zimmerns *Chronik*. Auch wenn unklar bleibt, inwiefern die Anekdoten realen Gehalt haben, so bieten sie doch die Möglichkeit, Schlüsse über die damalige Sichtweise auf die natürlichen Narren zu ziehen. Dass die einzelnen Personen existiert haben, ist in der Forschung unbestritten (vgl. ebd., 68f.). Es ist jedoch davon auszugehen, dass diese Anekdoten insgesamt nur bedingt der Wirklichkeit entsprechen. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Vom Narren Brüderchen weiß von Zimmern folgende Anekdote zu berich-

38 | Zur Entstehung der vorliegenden Ausgabe der *Chronik der Grafen von Zimmern*, dem Umgang mit den Handschriften, den Bearbeitungen von Barack und der Schreibweise von Zimmerns Sekretär Johannes Müller siehe Decker-Hauff 1964, 5ff. Die meisten dort beschriebenen Details sind vor allem für Germanisten und Historiker relevant. Nach Barack sind die Handschriften als Gemeinschaftswerk des Grafen Froben Christoph von Zimmern, des Zimmer'schen Sekretärs Johann Müller und seines Onkels Wilhelm Werner entstanden. Diese These zur Herkunft der *Chronik* wurde von Jenny umfassend widerlegt (vgl. Jenny 1959, 34ff.).

ten: Er sprang im Sommer beim Pferdetransport auf ein ungezähmtes Pferd. Da er nicht wusste, wie er das durchgehende Pferd zum Stehen bringen sollte, gab er ihm verzweifelt die Sporen. Das Pferd sprang schließlich durch eine Hecke, und Brüderchen blieb dort hängen (vgl. Zimmern 1967 [1566], 156f.). Eine ähnliche Anekdote hat sich Lever zufolge beim Fürsten René d'Anjou in Frankreich zugetragen. Dieser hatte einen Narren namens Triboulet (»schwankendes Gehirn«).³⁹ Dessen Betreuer Vernoy berichtet, Triboulet habe in Rouen auf seinem Pferd gesessen. Als der Betreuer ihm zugerufen habe, er solle stehen bleiben, habe Triboulet dem Pferd erst recht die Sporen gegeben und gerufen: »Bei Gott! Verfluchtes Vieh! Ich kann ihm noch so sehr die Sporen geben, es bleibt einfach nicht stehen!« (Lever 1992, 143)

Beide Anekdoten sind sich sehr ähnlich, obwohl von verschiedenen Narren in unterschiedlichen Ländern berichtet wird. Es könnte natürlich sein, dass sich zufällig beide Geschichten historisch so zugetragen haben, wahrscheinlicher ist aber, dass die Geschichten mündlich weitererzählt, in ganz Europa weitergetragen und dann unterschiedlichen Personen zugeordnet (also diskursiver Bestandteil bzw. zu Aussagen) wurden. Es ist wahrscheinlich, dass von Zimmern Entlehnungen bei anderen Schwank- und Facetiensammlern gemacht hat; nach Ansicht Jennys jedoch können diese Verbindungen so nicht nachgewiesen werden. Lediglich Heinrich Bebel werde bei von Zimmern erwähnt (vgl. Jenny 1959, 189).

Von den künstlichen und natürlichen Narren weiß von Zimmern viele Anekdoten zu berichten. Nach Barwig und Schmitz gibt es keine andere Herrschaftschronik, die sich so häufig auf das Narrentum bezieht (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 237). Die natürlichen Narren finden sich in allen drei Bänden der *Chronik* (Zimmern 1964; 1967; 1972)

39 | Triboulet wird in vielen (zeitgenössischen) Büchern beschrieben. Lever zufolge erscheint er darin als »ein missgebildeter Gnom, dessen spitz zulaufender Kopf kaum größer als der einer Puppe war und in merkwürdigem Kontrast zu seinem schweren, massigen Körper stand« (Lever 1992, 101). Allerdings sei er nicht kognitiv eingeschränkt und seine Reputation in der Gesellschaft gut gewesen. Triboulet wurde laut höfischen Rechnungsbüchern mit Kleidern überhäuft und hatte einen eigenen Diener (vgl. ebd.). Eine Anekdote über Triboulet berichtet auch Amelunxen: Der Narr wurde von einem Höfling mit dem Tod bedroht. Daraufhin wandte er sich an den König, ihm zu helfen. Dieser versprach ihm, sollte der Höfling ihn töten, würde er eine Stunde später hängen, worauf Triboulet geantwortet haben soll: »Sire, tun Sie das bitte eine Stunde vorher, sonst nützt es mir nichts mehr!« (Amelunxen 1991, 22)

wieder. Sie werden in einzelnen Absätzen erwähnt, teilweise widmet ihnen von Zimmern aber auch längere Textpassagen – in Band III (Zimmern 1972 [1566], 334ff.) gibt es eine lange Passage über die bischöflichen und fürstlichen Narren – oder sogar ganze Kapitel wie in Band II. Dort lautet der Titel: »Diß capitel sagt von etlichen Schalksnarren und andern dorechten mentschen, was sie zu dißen zeiten für gueter Schwenk getriben haben« (Zimmern 1967 [1566], 129).

Der zentrale Stellenwert der von Zimmer'schen *Chronik* für diese Arbeit begründet sich auch darin, dass die *Chronik* das erste umfangreiche Dokument darstellt, welches das Lachen über die natürlichen Narren beschreibt und teilweise auch kommentiert. *Natürliche* Narren werden dabei nur durch die Personenbeschreibungen bzw. ihre Charakterisierung als solche gekennzeichnet, bezeichnet werden sie als »Narren« oder »törichte«, »kindliche« Menschen. Anekdoten, bei denen von Zimmern dezidiert von (bekannten) *Schalksnarren* berichtet werden in diesem Zusammenhang nicht betrachtet. Dennoch kann auch bei von Zimmern keine strikte Grenze zwischen beiden Gruppierungen gezogen werden. Eine Einordnung erlauben teilweise die Namen der Narren und die näheren Charakterisierungen; bei den Schalksnarren fügt Zimmern meistens diese Bezeichnung hinzu, so dass auch Umkehrschlüsse möglich sind.

Das Narrenbild bei von Zimmern

Hauptmerkmal des Narren ist für von Zimmern, dass er ein »kindischer« oder »kündlicher« Mensch sei (zum Beispiel 1964, 259; 1967, 129). Dieser Kontrast zum erwachsenen Menschen könnte bereits ein Grund für die Komik der Narren sein (siehe Abschnitt 2.4). Von Zimmern zufolge zeichnen sie sich vor allem durch ihre »kognitiven« Besonderheiten bzw. abweichenden Verhaltensweisen aus, die vorwiegend durch das Adjektiv »dorecht« (zum Beispiel 1964, 259; 1967, 131, 155) hervorgehoben und damit als »töricht« bezeichnet werden. Neben der Torheit allgemein oder »dorechte[n] geperden« (1967, 131) werden einzelne Narren als »einfeltige« (ebd., 132) Menschen oder »seltsamer vogel« (ebd., 30) beschrieben, als Personen, die »vil kindische, lecherliche sachen« (ebd., 280) oder »seltzame handlungen« (ebd., 135) begehen. In einer Anekdote berichtet von Zimmern von einem »nährischen Trauerboten«, der ein »lecherlich man« (1972, 112) sei, mit »seltzamen schwenk und gesprech« (ebd., 112), was für Mezger auf eine Sprachbehinderung schließen lässt (vgl. Mezger 1981, 66).⁴⁰

40 | Auch andere Narren sprachen seltsam und unverständlich, so heißt es zum Beispiel über den Narren Lauxlin: »Lauxlin ein narr gwöst

Neben freundlichen Beschreibungen des Charakters einzelner Narren, zum Beispiel als ein »so dorecht und ain so wunderbarlicher, verkerter mentsch« (ebd., 131), betont von Zimmern immer wieder, dass es auch böse, boshafte Narren gegeben habe (zum Beispiel 1967, 135, 155; 1972, 135). Für Mezger sind aggressive Verhaltensweisen eine Eigenschaft vieler natürlicher Narren.⁴¹ So beschreibt auch von Zimmern den Narren als das Andere der »vernunft« (ebd., 1967, 281), eine Unterscheidung, die sich also schon im 16. Jahrhundert finden lässt.

Um welche Personen im Sinne aktueller Kategorisierungen es sich in der *Chronik* handelt, lässt sich nicht mehr feststellen: Wären die beschriebenen Personen heute Menschen mit geistiger Behinderung, Menschen mit Förderbedarf im Schwerpunkt emotionale und soziale Entwicklung, Personen mit psychischen Erkrankungen oder schlicht und einfach Berufsschauspieler? Schon der Versuch, aktuelle Begrifflichkeiten auf die Historie zu übertragen, zeigt, wie schwierig bzw. unmöglich das Unterfangen einer medizinischen, psychologischen oder pädagogischen Klassifizierung wäre.

Von Zimmern möchte unterhalten. Er berichtet vorwiegend von angeblich selbst erlebten oder weitererzählten komischen Begebenheiten, bei denen Narren eine zentrale Rolle spielen. Einige dieser Geschichten sollen hier wiedergegeben werden, um von Zimmerns Auffassung vom Narren zu verdeutlichen.

Im ersten Band der *Chronik* wird zum Beispiel eine Anekdote über ›Pastor‹, den Narren des Erzbischofs Albrecht von Mainz, erzählt:

»dann als er auf ain zeit nach dem morgenessen auch sich also schlafen nidergelegt und ain thorechter mentsch, genannt der Pastor, im sollen der mucken weren, welches er gethon, underdessen aber dem schlafenden cardinal ain muck auf die nasen gesessen, und wiewol der Pastor fleißig die mucken weret, so wolt sie doch nit weichen, darab der Pastor entzürnt, keret den muckenwedel umb und schlueg mit dem still dem cardinal auf die nasen, darab er erwacht und des großen schmerzen befannd, wiewol er sich

im 1521/Khunt nichts dan lachen und vol biers sein/Auch frum ein un-verstehlich Röd/ist gestörben Im 1529 [Zahl später hinzugefügt, C. G.].« (Schwartz [1520/1521], zit.n. Malke 2001)

41 | Mezger, der eine sehr defektorientierte Sichtweise auf die natürlichen Narren hat, stellt an dieser Stelle keine Schlussfolgerungen über die Ursachen der Aggressionen an: Für ihn scheinen sie individuelles Persönlichkeitsmerkmal zu sein. Die soziale Situation der Narren lässt meines Erachtens jedoch den Schluss zu, dass soziale Faktoren (ihre Rolle als Objekt von Komik, das Verjagen und Vertreiben usw.) ursächlich sind.

dessen nit sonders annemen oder berewen döfte; er ließ ime aber hernach den narren kainer mucken mehr weren.« (Zimmern 1964 [1566], 239)

Ein Narr soll also die Mücken vom schlafenden Kardinal fernhalten. Als sich eine Mücke auf dessen Nase setzt, schlägt der Narr mit dem Stiel des Mückenwedels dem Kardinal auf die Nase, der mit großen Schmerzen erwacht. Anders als in vielen ›traditionellen‹ Schwänken (siehe Abschnitt 3.2.2) enthält sich von Zimmern einer direkten Moral; die Geschichte wird nicht weiter kommentiert. Eine implizite Moral könnte sich vor allem auf den Bischof beziehen, der direkt nach dem Frühstück schon wieder schläft. Der Klerus war in den damaligen Anekdoten und Schwänken beliebtes Motiv der moralischen Kritik. In der oben genannten Anekdote wird auch die historische Relativität des Komischen deutlich. Die Komik ist aus heutiger Sicht kaum noch zu erkennen.

Eine Nase spielt noch in einer weiteren Anekdote eine Rolle. Sie handelt vom Narren Peter, der als »ain lauters kündt« (Zimmern 1972 [1566], 338) beschrieben wird. Peter glaubt, er könne sich unsichtbar machen, wenn er eine Krebschale oder ein Hühnerbein auf der Nase habe. Aus diesem Anlass ist er viel Spott ausgesetzt, oder – wie von Zimmern sagt – es ist viel »schimpfs mit ime getriben worden« (ebd., 339). Die geladenen Gäste des Hauses setzen ihm zum Beispiel das Hühnerbein auf und tun so, als könnten sie ihn nicht mehr sehen. Dann sprechen sie so lange schlecht über ihn, bis er zornig wird, und haben ihren Spaß daran (vgl. ebd., 339). Hier könnte man schließen, dass die Komik aus einer Mischung aus Unterhaltungsaspekten und Überlegenheitsgefühlen resultiert.

An anderer Stelle erzählt von Zimmern die Geschichte von Auberle Hesel, »ain kündlichen mentschen« (ebd., 1967, 129), der in Messkirch »vil kurzweil« (ebd.) getrieben habe, der die Menschen also unterhalten sollte. Als einmal Gäste eingeladen sind, sieht man, dass der Narr davonlaufen will. Johann Werner, von Zimmerns Onkel, ergreift den Kittel des Narren, der schon durch die Tür ist, und zieht diese schnell zu. Aber Auberle schneidet – so die Geschichte – den Kittel ab, und man sieht ihn über den Hof davonlaufen. Am selben Hof hatte – etwas später – der Narr Hanns Hofmaister die Aufgabe, die Esel zu hüten. Als diese trächtig waren, soll er geglaubt haben, die jungen Esel wären seine eigenen Kinder. Er lief zu den Edelleuten und bat sie, sie sollten »gefettrig«⁴² (Zimmern 1967 [1566], 129) sein. Von Zimmern

42 | ›Gefettrig‹ sein heißt nach den Gebrüdern Grimm Paten sein oder Gevatterschaft. Der Begriff stammt aus dem 15./16. Jahrhundert

kommentiert dies damit, er möge an dieser Stelle nicht beurteilen, ob der Narr oder sein Herr es besser gewusst hätten (vgl. ebd.). Dies ist ein Beispiel dafür, dass die vermeintliche Einfalt des Narren eine Wahrheit ausspricht.

Von Zimmern erzählt auch eine Anekdote über den Narren Wolf Scherer, der im Volksmund Peter Letzkopf genannt wurde. »Letz« ist laut Nick der schwäbische Ausdruck für »nicht wohl bei Troste« (Nick 1861a, 11) sein; Mezger übersetzt ihn mit »verkehrt« (Mezger 1981, 66). Peter Letzkopf ist relativ bekannt geworden und taucht in unterschiedlichen Büchern immer wieder auf. Als er am Hof von Werner, einem Onkel des Grafen Christoph Froben von Zimmern, »gefatzet« (Zimmern 1967 [1566], 131), also geärgert werden soll, wie das, so von Zimmern, der Brauch war, wird er so böse,⁴³ dass er alle Schlüssellöcher mit Holz zustopft. Aus Angst vor größerem Schaden beauftragt Werner, Vormund des Narren, seinen Knecht, den Narren wegzubringen. Dieser setzt ihn im Klosterwald aus, doch Scherer ist eher wieder in Messkirch als der Knecht. Scherer soll dazu geäußert haben, es gefalle ihm nirgends besser als dort, und deshalb lasse er sich nicht verjagen. Die Anekdote endet so: »Herrn Johannsen Wernhern war der zorn zum thail wider vergangen, mueste des narren küntlichen reden und dorechten geperden wol lachen und ließ ine gleich zu Mösskirch bleiben.« (Vgl. ebd.) Zu einer komischen Wirkung könnten in diesem Fall entlastende Elemente beitragen.

Auf Wolf Scherer folgt ein anderer »dorechter mentsch« (ebd., 135), Peter von Neufern. Der soll zu seiner Zeit »vil seltzamer handlungen« (ebd.) getrieben haben und wurde »seins bösen, ungezemten mauls halber« (ebd.) verjagt. An einem anderen Ort soll er eine Beschäftigung als Hirte bekommen haben. Laut der Anekdote verbieten ihm die Bauern wegen der Wölfe, einen bestimmten Berg und den Wald mit den Tieren aufzusuchen, aber das macht Peter erst recht neugierig, so dass er die Herde sofort dorthin treibt. Die Wölfe reißen dann auch sechs Schafe, und dem Narren wird vor Gericht der Prozess gemacht.

und wird im Deutschen Wörterbuch mit anderen Zitaten aus der *Chronik der Grafen von Zimmern* belegt (vgl. Grimm 1854-1960, Bd. 4).

43 | Peter Letzkopf wurde nachgesagt, bösartig und rachsüchtig zu sein. Einmal soll er einen anderen Narren zum heiligen Jakob von Compostella begleiten, da er schon viermal dort gewesen sei. Von der Pilgerreise kommt Peter allein zurück, und von Zimmern und andere vermuten, er habe diesen Narren ermordet. In Rom soll Peter einen blinden Bettler wegen 40 Goldstücken dazu gebracht haben, von der Tiberbrücke zu springen (vgl. Zimmern 1967 [1566], 132).

Dort versichert er seine Unschuld und lehnt es ab, die Schafe zu bezahlen. Das solle der tun, der sie gefressen habe. Das Gericht gibt, ohne lange zu überlegen, dem Narren Recht. Die Bauern müssen Peter schließlich seinen Lohn geben und schicken ihn davon (vgl. Zimmern 1967 [1566], 136). Dies ist eine der wenigen Anekdoten, bei denen sich die vermeintliche Einfalt des Narren als Schlaueit durchsetzt und sogar vor Gericht Bestand hat.

Das Komische zeigt sich in diesen Anekdoten auf vielfältige Art: Mal ist der Narr Zielscheibe, mal Urheber des Spottes, mal handelt es sich um harmlose Scherze, mal um boshafte Hänselein. Wie sich das Lachen und Spotten über die natürlichen Narren näher beschreiben lässt, darauf wird am Ende dieses Kapitels eingegangen. Zuvor sollen jedoch Bezüge zwischen Anekdote und Realität bzw. zwischen Diskurs und sozialer Praxis untersucht werden.

Auch wenn der ›Wahrheitsgehalt‹ der erzählten Anekdoten nicht nachprüfbar ist, lassen sich aus den Geschichten Bezüge zur sozialen Praxis ableiten bzw. die in den Abschnitten 3.1.1 und 3.1.2 herausgearbeiteten Bezüge ergänzen und vertiefen.

Zunächst verdeutlichen die Aussagen von Zimmerns die Institutionalisierung des Narrentums, da auch er vorwiegend die Rollennamen der Narren verwendet (also zum Beispiel von ›Letzkopf‹ statt von ›Scherer‹ spricht). Auch auf die zunehmende Formalisierung der Narrenfigur durch die Narrentracht bzw. eine ausgeprägte Symbolik verweist von Zimmern an verschiedenen Stellen. Ein Narr seines Onkels Werner trägt ein Narrenkleid, einen Hut mit Eselsohren und ist »seltsam beschoren« (Zimmern 1967 [1566], 280). Ein anderes Mal wird dieser Narr in der Kirche ausgelacht, als er dem Messdiener, der die Glöckchen vergessen hatte, seine Schellenkappe als Ersatz anbietet.

Die Kleidung der Narren in Mittelalter und früher Neuzeit war zunächst vorwiegend grau. Das graue Gewand sollte die Ähnlichkeit mit dem Esel symbolisieren. Später wurde sie in den Farben Rot und Gelb gestaltet, die als unehrenhaft galten (vgl. Mezger 1981, 18).⁴⁴ Auf dem Kopf trugen die Narren häufig eine Narrenkappe oder -gugel (eine Art Kapuze), die mit Eselsohren und einem Hahnenkamm⁴⁵ versehen

44 | In Frankreich hatte das Gewand die Farben Gelb und Grün, da diese als Farben der Schande und des Wahnsinns galten (vgl. Lever 1992, 46).

45 | Der Hahn sollte die Eitelkeit seines Trägers symbolisieren. Diese Funktion hatten auch der Spiegel bzw. die Marotte (vgl. Mezger 1984, 26). Die Eselsohren auf der Narrenkappe sind nach Ansicht Levers eine Parodie auf die Mitra der Bischöfe (vgl. Lever 1992, 40).

sein konnte. Der Esel war schon im Mittelalter Symbol für Dummheit, Trägheit und Unverstand (vgl. Zeitler-Abresch 1993, 13). Er konnte spezieller für den »Wahnsinn«, aber auch für Unwissenheit und Sinnlichkeit stehen (vgl. Lever 1992, 40). Auf diesen Bedeutungsgehalt verweist auch die Anekdote über Auberle Hesel, der die Eseljungen für seine Kinder hält. Der geschorene Kopf⁴⁶ war schon im Alten Testament als Ehrenstrafe bekannt (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 223), die Schellen wiederum wurden bei den Narren erstmals 1381 erwähnt. Nick nimmt an, sie könnten einerseits eine Warnfunktion gehabt haben, andererseits das kindliche Wesen der Narren symbolisieren (vgl. Nick 1861a, 77). Ersteres vermutet auch Lever: Er sieht die Klapper der Aussätzigen als Vorbild für die Narrenschellen (vgl. Lever 1992, 45). Mit dieser Klapper mussten Leprakranke ihre Umgebung warnen.

In der *Allegorie der Narrheit* (Abb. 2) wird die Symbolik der Narren sehr plastisch dargestellt. Das Bild zeigt einen buckligen Narren mit typischen Attributen: Marotte, Stirnmal, Gugel mit Hahnenkamm und Eselsohren sowie Schellengürtel. Auch dass Narren hässlich sein sollten, hebt Massys hervor. Die unterschiedlichen Attribute der Narren sollten ihren vermeintlichen Charakter visualisieren bzw. ihre Funktion und Rolle – als Gegenpart zum weisen Herrscher – hervorheben.⁴⁷ Mezger zufolge verkörperten Narren mit ihrer Kleidung, die in einem andauernden Prozess bis etwa 1470 vereinheitlicht wurde, »das krasse Gegenteil des idealen Menschenbildes jener Zeit« (Mezger 1981, 19). Für die Narren bedeutete das hingegen eine zusätzliche Stigmatisierung, wie Müller feststellt: »Der optischen Markierung entsprachen die soziale Stigmatisierung und im Innern der Betroffenen selbst ein bleibendes Wundmal.« (Müller 1996, 56)

Wie in Abschnitt 3.1.1 bereits beschrieben, gab es für Menschen, die als natürliche Narren klassifiziert wurden, drei Möglichkeiten: Entweder sie stiegen zu Hofnarren auf bzw. waren bei anderen Adeligen oder Bischöfen angestellt. Oder sie wurden verjagt oder eingesperrt. Ansonsten ließ man sie einfache Arbeiten verrichten. Für alle diese

46 | Nach Flögel ist das Scheren der Narren schon bei den Griechen und den römischen Morionen üblich gewesen (vgl. Nick 1861a, 65; Flögel 1789, 52). Das lässt sich für Flögel daraus schließen, dass Mönche schon immer mit den Narren verglichen worden seien (vgl. Flögel 1789, 51). Ein bei Nick aufgeführtes Sprichwort weist auch auf diesen Zusammenhang hin: »Es sind nicht alle Narren geschoren.« (Nick 1861a, 84)

47 | Wolf Scherer trug zum Beispiel angeblich weder im Winter noch im Sommer Schuhe und Hose (vgl. Zimmermann 1967 [1566], 131).

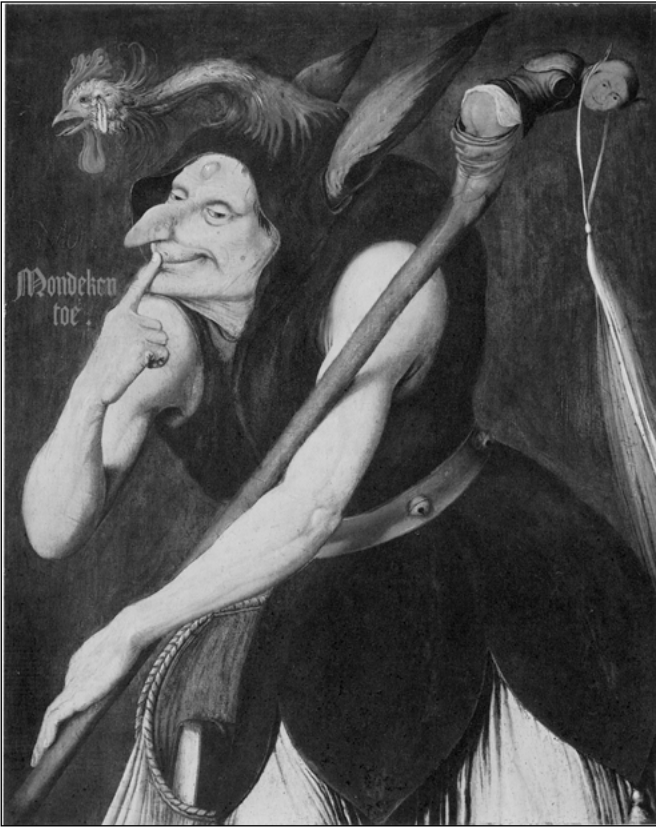


Abb. 2: Quinten Massys: *Allegorie der Narrheit*, Öl auf Holz, um 1510, New York, Sammlung Julius S. Held (bis 1984, Verbleib seitdem nicht mehr ermittelbar, Mezger 1984, 30).

Möglichkeiten gibt es konkrete Beispiele in der *Chronik der Grafen von Zimmern*, auf Letztere wird zunächst beispielhaft eingegangen:

Von Zimmern berichtet von einem Narren, »ainen dorechten mentschen, hieß Henche narr, der war von jugendt uf bei den hürten erzogen worden« (Zimmern 1967 [1566], 155). Deshalb muss er die Schweine hüten, obwohl ihm – laut von Zimmern – ein faules Leben lieber wäre. Als ihm gesagt wird, er dürfe mit den Schweinen auf keinen Fall auf eine bestimmte Weide gehen, da diese vergiftet sei, geht er erst recht dorthin; alle Schweine sterben. Der adelige Besitzer der Tiere ist sehr erzürnt darüber und stellt den Narren zur Rede. Dieser gesteht, dass er alles mit Absicht getan habe, um keine Schweine mehr hüten zu müssen. Daraufhin muss der Adelige selbst über die Bosheit

des Narren und seinen Schaden lachen;⁴⁸ er überwindet seinen Ärger und stellt den Narren auf dessen Wunsch als Pferdehüter ein.

Auch Claus von Rannstedt (Claus Narr) war ein Hirte und wurde, wie Karl Friedrich Flögel berichtet, als Hofnarr entdeckt, als er Gänse hütete: Als der Kurfürst in die Stadt kam, wollte Claus von Rannstedt diesen unbedingt sehen. Damit ihm die Gänse nicht gestohlen würden, steckte er sie in seinen Gürtel, worauf diese starben. Der Kurfürst war dem Bericht nach so begeistert von dieser ›natürlichen Begabung‹ zum Narren, dass er dessen Vater die toten Gänse ersetzte und Claus direkt mitnahm (vgl. Flögel 1789, 284).

Mezgers Feststellung, dass einige der so genannten Narren ihr soziales Auskommen durch das Hüten von Vieh fanden (Mezger 1981, 58ff.), wird durch diese Anekdoten gestützt. Andere Narren wiederum verrichteten Hausarbeit (vgl. Zimmern 1972 [1566], 338). Die Anekdote um den Narren Auberle Hesel, der festgehalten wird, als er weglaufen will, lässt den Schluss zu, dass die Narren zumindest teilweise als Besitz bzw. Eigentum betrachtet wurden. Außerdem zeigen die Anekdoten von Graf von Zimmern, dass Narren auch bestraft werden konnten (zum Beispiel 1972 [1566], 335).

Mezger nimmt an, dass neben den genannten Motiven der Vanitas und der Unterhaltung auch soziale bzw. karitative Aspekte bei der Aufnahme von natürlichen Narren (vor allem in der Renaissance) eine Rolle gespielt haben (vgl. Mezger 1981, 59). Dem scheinen auch einige Aussagen der *Chronik* zu entsprechen. So berichtet von Zimmern über seinen Onkel: »Nun hett weilund der alt herr Wörnher selig ain dorechten, kindischen armen mentschen, genannt Junghans, von jugendt auf umb Gottes Willen erzogen.« (Zimmern 1964 [1566], 259) Das Motiv ›um Gottes Willen‹ taucht in der *Chronik* immer wieder auf (zum Beispiel Zimmern 1967 [1566], 131). Sofern es sich hierbei um mehr als nur eine Floskel handelt, scheinen tatsächlich karitative Motive eine Rolle zu spielen: das Aufnehmen der so genannten Narren aus christlicher Nächstenliebe.

Daneben taucht der Begriff des Erziehens in verschiedenen Anekdoten auf (vgl. zum Beispiel ebd.). Für einen zumindest partiell liebevollen Umgang mit den Narren spricht auch, dass einige von ihnen, wie von Zimmern an mehreren Stellen beschreibt, ihre Adligen, Fürsten oder Bischöfe für ihre Eltern hielten und diese als Vormünder fungierten (vgl. Zimmern 1964, 259; 1967, 280).⁴⁹ Manche Narren

48 | Scheinbar spielt auch hier die Entlastungsfunktion des Lachens eine Rolle.

49 | Bei Heinrich III. (1574-1589 König) lebte ein Narr mit dem Rol-

durften auch heiraten, so der Narr Michel bei Albrecht von Limburg, den von Zimmern ebenfalls als »ain lauters kindt« (Zimmern 1967, 183) bezeichnet.⁵⁰

Spotten und Lachen in der *Chronik*

Das Lachen ist in den Anekdoten des Grafen von Zimmern auf zweierlei Weise präsent: Zum einen sollen sie unterhaltsam sein und zum Lachen anregen. Damit zeigen sie etwas vom Empfinden des Verfassers bzw. seiner Zeit für das Komische oder Lächerliche. Zum anderen wird das Lachen selbst in den Anekdoten thematisiert, so dass die Einstellung zum Lachen analysiert und näher charakterisiert werden kann. Auf diesen Aspekt soll im Folgenden eingegangen werden.

Der Umgang mit den natürlichen Narren in Bezug auf ihre komische Funktion lässt sich unterteilen in das Vexieren, die Kurzweil und das Lachen.

Der Begriff »vexieren« ist abgeleitet von lateinisch »vexare« und bedeutete wie dieses ursprünglich »plagen«, »peinigen«, »verspotten«, »quälen« oder »martern«. Später verstand man unter Vexieren ein harmloseres »Foppen« oder »Narren« (vgl. Grimm 1854-1960, Bd. 26).

In einer Anekdote von Zimmerns wird das Vexieren im Umgang mit dem Narren Vincenz deutlich: Der Narr Vincenz – »man nampt ime aber nur Cenz« (Zimmern 1972 [1566], 334) – lebte beim Straßburger Bischof und wird charakterisiert als »ain lauters kündt, aber so recht erzürnt, war es ein recht böser esel« (ebd.). Als Vincenz bei

lennamen Sibilot, was in vielen französischen Gegenden der Name für die Gans ist (vgl. Lever 1992, 166). Er begann seinen Dienst am Hofe um 1578. Die Rechnungsbücher enthalten auch Ausgaben für seinen Erzieher. Ein zeitgenössischer Bericht eines Pfarrers erzählt davon, dass Sibilot sehr an Heinrich hing. Er soll bei dessen Anblick in Freudengeschrei ausgebrochen und »wie ein tollwütiger Hund« (ebd., 166f.) auf ihn zugestürzt sein.

50 | Das Motiv des Heiratswunsches ist der Anekdote nach ein natives Ziel sind die Geschenke (vgl. Zimmern 1967 [1566], 183). Dass Narren heirateten, war nach Amelunxen eine Ausnahme: »Die meisten Hofnarren, und eben nicht nur die anatomisch Missratenen, bleiben zeitlebens Junggesellen.« (Amelunxen 1991, 21) Viele Hofnarren wurden aber auch von ihren Besitzern umsorgt und verwöhnt. Dies belegen auch die höfischen Rechnungsbücher, in denen die Ausgaben für die Narren verzeichnet wurden (vgl. Lever 1992, 53; Langenbach-Flore 1994, 31). Diese Großzügigkeit gegenüber den Narren sollte wahrscheinlich die königliche Macht und den Reichtum betonen (vgl. Lever 1992, 53).

einem Essen mit Gästen⁵¹ um den Tisch herumgeht, beginnt ein anwesender Graf – so die Anekdote –, ihn zu »vexieren und zu plagen« (ebd.). Daraufhin läuft der Narr aufgeregt zum Bischof, schlägt diesen aber in seiner Erregung aus Versehen auf die Nase, worüber der Bischof so zornig wird, dass die Gäste beide auseinanderbringen müssen (vgl. ebd., 334).

In einem etwas anderen Zusammenhang taucht der Begriff des ›Vexierens‹ in der oben erzählten Anekdote um den Narren Peter auf. Von Zimmerns ›Moral‹ der Geschichte ist hierbei nämlich Folgende:

»Man muest in zu zeiten vexieren und erzürnen, damit ime der spiritus excitirt, er were sonst seiner melancholei halb in krankheit gefallen, wie man gemeinlich sprucht: ›Die narren müeßen getrien und giebt sein, oder sie verderben und verligen sonst.« (Ebd., 339)⁵²

Hier hat das Vexieren scheinbar eine therapeutische Funktion. Der Narr Vincenz hingegen wird ohne diesen Zweck geärgert und geplagt – so lange, bis er sich zur Wehr setzt. Von Zimmern führt in diesem Zusammenhang nicht aus, wie dies vonstatten geht, somit bleibt offen, ob der Narr ›nur‹ geneckt wird oder ob es sich um ein boshafte Verspotten handelt.

Umgekehrt aber soll auch der Narr für den König therapeutische Funktion gehabt haben (vgl. Moody 1979, 46). Der Schauspieler Robert Armin dichtete über Will Somers, einen Narren am Hofe Heinrichs VIII. (1509-1547 König):

»Schief war er, hohläugig, wie alle sagen,/Und bucklig ging er auch; aber beim Hof/Gab's wenige, die beliebter waren/als dieser Narr/Dessen heiteres Gerede dem König Kraft gab/Wenn der König traurig war, sangen sie zusammen:/So verbannte Will die Traurigkeit viele Male.« (Armin, zit.n. Moody 1979, 46).

Dass natürliche Narren eine so genannte Narrenkeule trugen, mit der sie sich auf der Straße vor allem gegen Kinder und Jugendliche verteidigten, zeigt, dass sie boshafte Spott durchaus ausgesetzt wa-

51 | Hier zeigt sich wiederum die Aufgabe der Narren, bei Tische zu unterhalten.

52 | »Man musste ihn von Zeit zu Zeit plagen und erzürnen, damit ihm der Geist einfährt, er wäre sonst aufgrund seiner Melancholie halb krank geworden, wie man gemeinhin sagt: ›Die Narren müssen getriezt und geschlagen werden, oder sie verderben und verliegen sonst.«

ren. Der Narrenkolben (aus dem sich die Marotte entwickelte) scheint zweierlei Funktion gehabt zu haben: Einerseits diente er der Verteidigung des Narren, andererseits stand er (sinnbildlich) für die Schläge, die der Narr verdiente (vgl. Barwig/Schmitz 1990, 223). So heißt es in einem alten Sprichwort: »Narren muss man mit Kolben kaufen« (Nick 1861a, 83), das heißt, wenn notwendig, sollten sie geschlagen werden. Weber geht davon aus, dass das italienische ›buffo‹ (= Narr) von der ›buffa‹, der Mauschelle, abstammt, die im Mittelalter als Spaß gegolten haben müsse (vgl. Weber 1868 [1832], Bd. XII, 117). Aber auch das Vexieren hatte eine Funktion im Gefüge der Renaissance. So soll der württembergische Kanzler und Rat des Kaisers Karl V. (1500-1558) gesagt haben: »Ein ieder Fürst müsse zween Narren haben, einen, den er vexire, den andern, der ihn vexire.« (Lamprechter, zit.n. Wander 1964 [1873], 930) Betrachtet man die unterschiedlichen Umgangsweisen mit den natürlichen und künstlichen Narren, lässt sich erahnen, wem welche Funktion bei Hofe zukam: Während die künstlichen Narren mit Späßen unterhielten, dienten die natürlichen Narren als Objekt des Spottes und wurden vexiert.

Auch der »schimpf« (Zimmern 1972 [1566], 338), der mit einem Narren getrieben wird, zeugt von diesem Unterschied. Mit ›Schimpf‹ bezeichnet werden »scherz, spasz, kurzweil« (Grimm 1854-1960, Bd. 20). Nach Malke bedeutet Schimpf die »scharfzüngige Verspottung Anwesender« (Malke 2001, 11). Auch am Beispiel des Schimpfs wird eine wichtige Differenz zwischen natürlichen und künstlichen Narren deutlich: Erstere sorgen zwar auch für Unterhaltung, »jedoch mit anderen Mitteln, da sie über Beobachtungsgabe und Kombination nicht verfügen und *Schimpf* daher nicht austeilen können« (ebd., 13f.). Während die einen also Schimpf austeilen, wird mit den anderen Schimpf getrieben.

Das Verspotten der Narren veranschaulicht auch eine Miniatur von Narziß Renner (1520/1521) aus dem Gebetbuch des Matthias Schwarz⁵³ (Abb. 3). Dargestellt ist der Narr Don Hurri mit einem Kind. Das Kind läuft auf den Narren zu und ruft »Hurri«. Don Hurri hat zwei Stöcke an seinem Gürtel, einen dritten hält er erhoben in der Hand, als wollte er dem Kind drohen. Der von Renner selbst verfasste Text zur Miniatur, aus dem Don Hurris Umgang mit dem Spott deutlich wird, lautet:

53 | Schwarz war Buchhalter des Kaufmanns Jakob Fugger in Augsburg. Er lernte bereits als Kind die Narren kennen, vor allem den berühmten Schalksnarren Kunz von der Rosen, einen Narren am Hofe Kaiser Maximilians I. (vgl. Malke 2001, 20ff.).

»Don Hurri – ein Narr. Dieser lies sich hart erzirnen so man über in klop-
fett, oder wer schrij hurri, oder wer das ain aug hebbet/wan er an ainem
aug presterhafft was/Er schluog und warff von im/wer es aber mit ime
kunt dess gösöll was er/mit seltsam glechter und seltsam unvertentlich
aussprechen/er ging allzeit über Zwerchstain und brigell und onricht/was



Abb. 3: Narziß Renner: Der Augsburger Narr Don Hurri, Miniatur im Gebetbuch des Matthias Schwarz, Pergament, 1520/1521, Berlin, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett (Malke 2001, 23).

auch gern in der kurchen so sang er oder pffif was lecherlich zuo hern.« (Renner [1520/1521], zit.n. Malke 2001)⁵⁴

Foucault zufolge wurden Narren auch öffentlich ausgepeitscht und mit Stöcken verjagt (vgl. Foucault 1973a, 27). Noch drastischer wird dies bei Heers beschrieben (vgl. Heers 1986, 176f.). Die untenstehende Karte aus einem Tarock-Spiel (Abb. 4) und die Abbildung des Narren Don Hurri verweisen darauf, dass Menschen mit Behinderungen im Mittelalter öffentlichem Spott ausgesetzt waren: Der Narr auf der Karte wird von den Kindern mit Steinen beworfen. Auch der Narr Carrelin, der in den Straßen von Paris als Bettler lebte, soll – so zeitgenössische Berichte – immer wieder von den Kindern gehänselt und mit Dreck beworfen worden sein (vgl. Lever 1992, 139). Und Müller (1996) konstatiert: »Beschimpfungen, Verhöhnungen, Anpöbelungen, Verfolgungsjagen und Gewaltakte mit Steinen und Stöcken [waren] ein beliebtes Kinderspiel, für die Erwachsenen eine Art Sport.« (Müller 1996, 63)

Neben dem – unterschiedlich ausgeprägten und mit unterschiedlichen Motiven versehenen – Vexieren spricht von Zimmern auch vom »Fätzen« der Narren. In der Anekdote um Wolf Scherer berichtet von Zimmern, der Narr würde – wie üblich – »gefatzet«. »Fätzen« ist laut Gebrüdern Grimm ein Wort aus dem 16. Jahrhundert, das von »fetzen« herrühren könnte (vgl. Grimm 1854-1960, Bd. 3). Laut Adelung kommt es vom lateinischen »facetiae« (Possen reißen) und meint »scherzen, spotten, verirren« (Adelung 1811, o. S.).⁵⁵

Viele Anekdoten in der *Chronik* von Zimmern werden mit dem Hinweis eingeleitet, dass es sich um »kurzweil« handle (zum Beispiel 1967, 129; 1972, 335, 336, 338, 378). Benecke übersetzt »Kurzweil« mit »Zerstreuung« und »Vergnügen« (vgl. Benecke 1816, 431). Die Narren hatten unter anderem die Aufgabe zu unterhalten, Späße zu machen und für Zerstreuung zu sorgen. Gelacht wurde dabei, wie es die Anekdoten ausdrücken, über seltsames und kindliches Verhalten. Selten werden die natürlichen Narren bei von Zimmern als aktiv beschrie-

54 | »Don Hurri – ein Narr: Er ließ sich stark erzürnen, wenn man ihn tätschelte oder »Hurri« rief oder wenn man ihm das eine Auge zuhielt, auf dem er nicht gut sehen konnte. Er schlug und warf um sich, aber wer mit ihm gut auskam, dessen Freund war er. Einer mit seltsamem Lachen und unverständlicher Sprache. Er wanderte immer zwischen Zwergstein, Briegel und Onricht [Ortschaften]. Er war auch gerne in der Kirche, dort sang oder pffif er, was sich lächerlich anhörte.«

55 | Der Fatznarr (Fastnarr) hat eventuell seinen Ursprung auch im »fätzen« = Possen reißen, verspotten (vgl. Flögel 1789, 181).



Abb. 4: Jaquemin Gringouner (?): Natürlicher Narr, Karte aus dem Tarockspiel König Karls VI. von Frankreich, Deckfarben auf puniertem Goldgrund, Paris, Bibliothèque National (Malke 2001, 23).

ben, zumeist wird über Situationskomik gelacht, nur an einer Stelle betont von Zimmern die Aktivität der Narren und erzählt von Narren, die »zu dißen zeiten für gueter schwenk getriben«³⁶ (Zimmern 1967 [1566], 129) hätten.

Das Lachen selber wird dabei selten näher spezifiziert. Mal heißt es, man habe »wol lachen megen« (ebd., 30) oder man »mueste des narren künstlichen reden und dorechten geperden wol lachen« (ebd., 131). An einer Stelle spricht von Zimmern auch vom »verlachen« (ebd., 155), wobei in dieser Anekdote der Adelige nicht nur über den Narren, sondern auch über seinen eigenen Schaden lachen muss (Anekdote um Henche Narr, s.o.).

Ob es sich bei dem »gelechtert« (ebd., 280) über die Narren vorwiegend um freundliches oder höhnisches handelte, lässt sich nur mutmaßen. Von Zimmerns Beschreibungen erscheinen in dieser Hinsicht äußerst ambivalent. Eines jedoch ist deutlich: Das Lachen ist immer ein Lachen *über* – nicht ein Mitlachen. Es gibt keine Geschichte, in der von Zimmern das Lachen eines der Narren beschreibt. Sie waren Objekte des Lachens, werden aber niemals als lachende oder mitlachende Subjekte beschrieben. Neben der Kurzweil scheint das Lachen auch eine spannungslösende, kathartische Funktion gehabt zu haben. Einige Geschichten von Zimmerns enden damit, dass die Person, die zunächst wütend auf den Narren war, lachen muss und ihm verzeiht, weil ihr der »zorn zum thail wider vergangen« (Zimmern 1967 [1566], 131) war.

Ein kritischer Kommentar zum Lachen lässt sich ebenfalls aus der *Chronik* herauslesen: Das Lachen *über* sollte nach Ansicht von Christoph Froben von Zimmern häufiger ein Lachen über die Bischöfe, Fürsten und Hofleute – statt über die Narren – sein. In einer Anekdote berichtet der Graf von einem Narr, der von den Zuschauern ausgelacht wird; seiner Ansicht nach sollten verständige Menschen jedoch eher über den Kurfürsten lachen, der so viel Gefallen an dieser »dorheit« (ebd.) habe. Einerseits ist von Zimmern verwundert über die Lust der Fürsten an den Narren und irritiert, »das die fürsten und die bischöf also ir kurzweil und wollust in solchen kindischen und dorechten leu-

56 | Narren trieben aber auch »bossen« (Zimmern 1967 [1566], 129). Die Bosse oder auch Posse ist ein Begriff des 16. Jahrhunderts. Eine etymologische Abstammung von »böse« erscheint weniger wahrscheinlich als der Zusammenhang mit der »beule, schwulst, erhabenheit« (Grimm 1854-1960, Bd. 2). Dabei könnte das Wort in Zusammenhang mit den »bossenhaften« – schwülstigen oder übertriebenen – Gebärden aus dem Bereich des Theaters entstanden sein.

ten suchen« (Zimmern 1972, 335).⁵⁷ Mit Erstaunen berichtet der Chronist zum Beispiel vom Erzbischof von Köln, der seinen »gecken« (ebd., 336) seinen Räten vorzöge. Auf der anderen Seite erzählt er selbst eine Vielzahl von Anekdoten mit dem expliziten Ziel, seine Leser aufzuheitern (vgl. Zimmern 1967 [1566], 253). Eines hält er fest: Auch wenn ernsthafte Leser den »lecherlichen bossen von obgehörten dorechten oder unbesinnten mentschen« (ebd., 129) skeptisch gegenüberstünden, müssten sie dennoch erzählt werden (vgl. ebd.), da die Narren nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch »heutigs tags bei vilen im geprauch« (Zimmern 1972 [1566], 336) seien.

Die Kritik des Grafen von Zimmern steht im Widerspruch zu seinem offensichtlichen Spaß am Erzählen der Anekdoten über »dorechte Menschen«. Auch Jenny konstatiert dieses aus heutiger Sicht widersprüchliche »Nebeneinander von moralischem Gebaren oder ethischer Zielsetzung und unbemäntelter Amoralität« (Jenny 1959, 190). Dies gelte aber nicht nur für die *Chronik*, sondern sei kennzeichnend für das 16. Jahrhundert insgesamt (vgl. ebd.).

3.1.4 Die Narren in den Facetien Poggios, Bebels und Paulis

Die Narren des Mittelalters und der frühen Neuzeit sind auch in den so genannten Facetien literarisch verarbeitet worden. Bei den Facetien handelt es sich um Anekdoten, Wortspiele, Zoten und Sprichwörter (vgl. Bachorski 2001, 321f.). Facetien sind pointierte Geschichten (vgl. Bremmer/Roodenburg 1999, 12), die sich – ähnlich wie der Witz – durch eine Verkürzung, den Schock und eine Pointe auszeichnen (vgl. Röcke 1999, 94). Es gibt kurze Facetien, die ohne Kommentare und Begründungen auskommen (zum Beispiel bei Poggio), andere kommentieren und beschreiben (zum Beispiel Bebel) oder fügen ihren Geschichten eine explizite Moral hinzu (zum Beispiel Pauli). Wie bereits skizziert, könnte der Begriff des »Fatzens« von der Facetie, dem Possenreißen, stammen.

Auch wenn die Facetien keine realen Gegebenheiten wiedergeben, vermitteln sie etwas von »komischen Behinderungen« im ausgehenden Mittelalter. Heute wirken die Geschichten zumeist kaum komisch. Ursache dafür ist, dass Komik subjektiv und zeithistorisch relativ ist. Hinzu kommt, dass den Facetien mündliche – und wahrscheinlich durch vielerlei Gesten und Mimik unterstützte – Erzählungen zugrunde liegen (siehe hierzu auch Bachorski 2001, 318f.).

57 | Brants Erklärung dafür ist folgende: »Eyn narr mit narren gern umb gat.« (Brant 1968 [1494], 175)

Die Facetien Poggios (1438)

Poggio Braccolini (1380-1459) war Humanist und studierte in Florenz die alten Sprachen. Sein Hauptinteresse galt der Erforschung der Antike (vgl. Frenken 1994, o. S.).

Semerau bezeichnet Poggio als »streitlustige[n] Federheld, der mit Witz und Hohn« (Semerau 1905, 1) seine Facetien geschrieben habe. Diese werden von Poggio selbst erstmals 1438 in einem Brief erwähnt (vgl. Amrain 1981, XV) und sind bis 1500 genau 26 Mal gedruckt worden (vgl. Semerau 1905, 11f.). Poggio selber bezeichnet seine Facetien auch als Geschichten aus der »Lügenküche«, deren Zweck die Erholung des Geistes sei (Poggio, zit.n. Semerau 1905, 10). Mit Witz wollte Poggio der Unterhaltung dienen, aber auch politische Kritik üben. So schreibt Semerau über die Facetien rund um Papst Eugen IV: »Unter seinem Regiment wurden nach den Facetien Ochsen und Esel Kardinäle, schwang die Dummheit das Scepter, herrschten Esel und Narren und machten alles, was sie wollten.« (Ebd., 16)

Bachorski, der die Facetien in Bezug auf ihre Performanz untersucht hat, widmet den »Narrenreden« (Bachorski 2001, 321) einen eigenen Abschnitt. Narrenreden werden definiert als

»nicht in die Normen des gesellschaftlich akzeptablen Diskurses passende Rede, für die der Schutz einer besonderen Außenseiterrolle in Anspruch genommen wird: des naiven Dummkopfs oder des berufsmäßigen Narren oder des natürlichen Narren.« (Bachorski 2001, 321)

In diesen Reden sind zwei unterschiedliche Richtungen auszumachen: Zum einen gibt es verachtende, spöttische Reden über die Einfalt des Narren, zum anderen die Rede des weisen Narren, die der gesellschaftlichen Kritik dient. Semerau geht sogar davon aus, dass in den meisten Reden die Narren die Überlegenen darstellen (vgl. Semerau 1905, 19).⁵⁸

In der Facetie Nr. 217 erzählt Poggio eine Geschichte, in der die Einfalt des Narren der Kritik am Klerus dient:

»Der vierfüßige Erzbischof«

Bei einem verstorbenen Erzbischof von Köln stand ein Narr in grosser Gunst, er durfte sogar mit ihm in einem Bett schlafen. Einmal nun, als eine Nonne das Lager des Bischofs teilte, merkte der Narr, der unten lag am Bettende, dass mehr Füße wie sonst im Bett waren.

58 | Dies mag für Poggio gelten, kann aber keinesfalls auf andere Dichter übertragen werden.

Er packte einen und fragte, wem der gehöre. ›Mir!‹ sagte der Erzbischof. Der Narr packte den zweiten, dritten, vierten, und immer sagte der Erzbischof, ihm gehöre es. Da sprang der Narr hurtig auf und schrie laut hinaus: ›Kommt alle herbei hier ist was Neues, Unerhörtes passiert. Unser Erzbischof hat vier Beine.‹

So deckte er den schlechten Lebenswandel seines Herrn auf.«

(Poggio 1905 [1438], 149f.)

Die Wahrheit bzw. Moral entsteht hier durch die einfachen Fragen des Narren; im Sinne Bachorskis spielt der Narr hier die Rolle des ›naiven Dummkopfes‹. Ziel ist aber die moralische Kritik am Lebenswandel des Klerus (eine häufige Stoßrichtung der Facetien) und nicht die Bloßstellung des Narren.

In einer weiteren Facetie spielt der Narr nur indirekt eine Rolle:

»Narrenketten

Ein Mailänder Ritter, ein berühmter Soldat, kam einmal nach Florenz als Gesandter und trug dort prahlend verschiedene Halsketten zur Schau.

Seine nichtige Eitelkeit geisselte Niccolo, ein sehr gelehrter Mann, der gern einen Scherz machte: ›Sonst bindet man die Narren nur an einer Kette, der ist aber so verrückt, dass bei ihm eine nicht ausreicht!‹« (Ebd., 170)

In dieser Facetie geht es also mehr um ein Wortspiel, das den Narren nur benutzt, um die Eitelkeit des Mailänder Ritters zu kommentieren. Der Narr dient also auch hier als Vanitas-Zeichen. Dass Narren an Ketten gebunden werden, wird von Poggio weder erörtert noch kommentiert und könnte daher als soziale Realität selbstverständlich gewesen sein.

Die Facetien Bebels (1508)

Auch in Deutschland waren die Geschichten Poggios verbreitet. Sie reizten zur »den deutschen Verhältnissen angepassten Ausschmückung, zur Nacherzählung und zur Weiterbildung« (Amrain 1981 [1907], XVI). In einer Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs wollte das Volk lachen »und war in den Mitteln die Lachlust zu erregen nach keiner Seite hin irgendwie wählerisch« (ebd., XVII).⁵⁹ Der Poesieprofessor und Dichter Heinrich Bebel (1472-1518) sammelte Schwänke und Anekdoten; seine ›Nachbildung‹ Poggios wurde sogar in Frankreich

59 | Vor allem Geschichten über das unsittliche Verhalten in Klöstern, der Geistlichkeit und des Adels fanden reichlich Anklang (vgl. Amrain 1981 [1907]).

gelesen (vgl. ebd., XVIII). In den Facetien Bebels tauchen ebenfalls Menschen mit körperlichen und geistigen Auffälligkeiten auf: Narren, Toren, Tölpel, Hinkende und Einäugige (vgl. Bebel [1508] in Amrain 1981, 10ff.; siehe auch Abschnitt 3.2.2).

Auf eine umfangreiche Facetie soll hier exemplarisch eingegangen werden. In der Facetie »Von eines Fürsten Narren« (ebd., 47) heißt es, dass einem Fürsten ein Narr geschenkt worden sei, »ein visierlicher Mensch, der wollte sich nirgends behalten lassen, war oft aus der Hüter Hände entlaufen.« (Ebd.) Darum lässt ihn der Fürst einsperren. Als der Narr aber nun einiges gegessen hat, hat er »Not zu scheißen« (ebd.). Da er nicht hinaus kann, nimmt er des Fürsten Stiefel »und schië einen großen Dreck hinein« (ebd.). Auf die Frage des Fürsten, der beim Anziehen des Stiefels das Geschäft bemerkt, wer dies gewesen sei, leugnet der Narr zunächst. Der Fürst glaubt ihm natürlich nicht, da kein Mensch da gewesen sei außer ihm, so antwortete der Narr: »[E]s muss vielleicht das Zaunköniglein dieses getan haben.« (Ebd., 47) Die Facetie endet so: »Da musste der Herr, welcher ein solches Vöglein im Vogelbauer hatte, hell auflachen, daß der Narr den kleinen Vogel beschuldigte, einen solch großen Kuhfladen gesetzt zu haben.« (Ebd., 47f.)

Diese Facetie zeigt einige zentrale Merkmale des Narrentums dieser Zeit:

1. Dem Narren gelingt es durch seinen Witz, den Fürsten zum Lachen zu bringen. Es wird zwar über den Narren gelacht, aber der Narr wird nicht bloßgestellt, das Lachen erscheint gutmütig. Gleichzeitig offenbart das Lachen eine kathartische Funktion; es könnte der Entlastung dienen. Das Lachen in dieser Facetie hat große Ähnlichkeit mit der Katharsis des Lachens in den Anekdoten der Grafen von Zimmern. Gelacht wird aber auch über einen Kontrast: Nämlich zwischen der Kleinheit des »Vogels« und der Größe des »Kuhfladens«.
2. Der Narr wird verschenkt und in eine Kammer eingesperrt – beide Umgangsweisen waren durchaus üblich.
3. Aus der Geschichte geht nicht eindeutig hervor, ob es sich um einen künstlichen oder einen natürlichen Narren handelt. Dies zeigt, dass diese Differenzierung auch in der Literatur der Renaissance nicht oder nur selten explizit vorgenommen wurde. Das Einsperren und die Tatsache, dass der Narr verschenkt wurde, lassen jedoch den Schluss zu, dass es sich um einen natürlichen Narren gehandelt haben könnte.
4. Die Facetie offenbart auch das Faible der Witze dieser Zeit für Derbes, Fäkalhumor oder Zoten unterhalb der Gürtellinie.

Die Facetie enthüllt damit indirekt etwas über herrschende Moralvorstellungen: Weder das Einsperren noch das Verschenken sind Grund für Verwunderung. Neben dem Hohn- und Spottlachen gibt es auch ein sympathievolles Mitlachen über einen gelungenen Scherz oder eine witzige Ausrede.

Die Facetien Paulis (1522)

Der Franziskaner Johannes Pauli (1455-1530) veröffentlichte 1522 eine Sammlung von Facetien mit dem Titel *Schimpff und Ernst*. Im Gegensatz zu den Facetien Poggios und Bebels erschienen diejenigen Paulis direkt auf Deutsch und waren somit nicht nur den Gelehrten und Gebildeten zugänglich (vgl. Bolte 1924, *23). Pauli selbst schreibt, dass sein Buch das Weltgeschehen »mit ernstlichen und kurtzweiligen Exemplen, Parabolen und Hystorien« (Pauli 1924 [1522], o. S.) beschreibe und daher »nützlich und gut zu Besserung der Menschen« (ebd.) sei. Diese Facetien haben für ihn also eine moralische Funktion.

Den Narren widmet Pauli ein eigenes Kapitel (Kap. IV), das 32 Facetien enthält. Die meisten Narrenreden handeln »Vom Schimpff«, also vom Scherz (vgl. ebd.). Die Narrheit hat zumeist den Zweck, den Leser zur gewünschten Moral der Geschichte zu führen, sie wird deswegen häufig metaphorisch verwendet. Dies zeigt zum Beispiel »Vom Ernst das 26.: Ein Witziger folgt einem Narren« (ebd., 23). Zwei Brüder, ein Narr und ein »Witziger«, also ein Weiser, gehen über das Feld. An einer Wegkreuzung können sie sich nicht entscheiden, welchen Weg sie nehmen sollen, den ebenen und breiten, wofür der Narr plädiert, oder den steinigten, welchen der Weise nehmen möchte. Der Narr nimmt den ebenen Weg, und der Weise, der nicht allein gehen will, folgt ihm, woraufhin sie gefangen genommen werden. Die Moral lautet: »Leib und Seel sind zwey Brüder, der Leib ist ein Nar und die Sinlichkeit, die Sel ist witzig. [...] Darumb soll die Sel dem Leib nit nachfolgen.« (Ebd.) Die Moral von der Geschichte macht deutlich, dass es hier um die Narrheit als Metapher (für den Leib/Körper) und damit für die Sünde des Menschen geht, der sich der Verstand nicht unterordnen sollte.

Die Anekdote macht nebenbei den Ursprung des Wortes »Witz« im Verstand, der Klugheit oder Weisheit deutlich (vgl. Hennig 2001).⁶⁰ Hier ist der Witzige ein »Gewitzter«, ein Verständiger, ein Weiser. So

60 | Das mittelhochdeutsche »witz« ist mit dem Wortfeld »wissen« verwandt. Bis ins 17. Jahrhundert wurde der Begriff mit »geistreich« gleichgesetzt und gelangte erst im 19. Jahrhundert zu der heute verwendeten Bedeutung (vgl. Röhrich 1977, 4).

heißt es auch im *Edelstein*⁶¹ von Bonerius in der Fabel »Von dem Vater, seinem Sohn und dem Esel«: »Man sicht wol das sie narren sint, An wizen sint sie peide blind.« (Boner 1972 [1350], 87) Auch bei Hans Sachs (1494-1576) wird dieser Zusammenhang deutlich. Im Gedicht über die Stocknarren aus dem *Ständebuch* von Aman – von denen sich wohl der noch heute geläufige Begriff des »Stockdummen« ableitet (vgl. Flögel 1789, 182) – zeigt sich ebenso eindrücklich wie bei Pauli und Bonerius die Gleichsetzung des Witzes mit dem Verstand: Ein Dummer, ein Stocknarr, ist der, der weder Witz (also Verstand) noch Sinn (also Vernunft) hat. Es heißt dort: »Ein natürlich Stocknarr ich bin/Denn ich hab weder Witz noch Sinn« (Sachs [1568] in Aman 2006).

Vor allem diesen Typus des einfältigen, zunächst »unwitzigen« Narren thematisiert Pauli, so auch in einer Facetie über einen Seiltänzer: Ein Seiltänzer hat das Seil über die Gassen gespannt und fällt durch ein Missgeschick fast hinunter. »Und es lachte alle Welt und spottet sein, wie man dan thut, wan ein felt« (Pauli 1924 [1522], 31). Nur ein Narr, der dabeisteht, weint. Als er nach dem Grund gefragt wird, antwortet er: »Man heiset mich ein Narren, und bin ich witziger, dan der ist. Got hat dem Menschen das Ertreich geben, das er daruff sol gon, und der will in dem Lufft gon. Darumb wein ich.«⁶² (Ebd.)

Hier vermittelt die vermeintliche Einfalt des Narren eine tiefere Wahrheit: Die Moral der Narrenrede zielt auf den Menschen, der Gott fern ist.

In der folgenden Facetie richtet sich die Kritik der Narrenrede gegen die Eitelkeit des Menschen: Ein Abt hat wichtigen Besuch. Als man bei Tische sitzt, sieht der Narr die große Nase des Besuchs und fragt diesen direkt nach dem Grund dafür. Der Abt lässt daraufhin den Narren aus dem Saal verjagen. Dieser überlegt draußen, wie er sein Vergehen wiedergutmachen könne, geht wieder hinein, legt sich auf den Tisch und sagt: »O wie ein kleins Neßlein hastu!« (Ebd., 32) Wieder wird er hinausgejagt. Beim dritten Mal spricht er: »Got beb, du habest ein Naß oder nit, was wil ich deiner Nassen!« (Ebd.) Die Moral richtet sich wohl gegen alle Schmeichelei und Eitelkeit der Menschen, denen es der Narr, der geradeaus denkt, nicht recht machen kann.

Es gibt aber auch bei Pauli den klugen Narren, denn »es kann

61 | Der *Edelstein* von Ulrich Boner, genannt Bonerius, ist das erste in deutscher Sprache gedruckte Buch. Es wurde um 1350 vollendet und 1461 erstmalig veröffentlicht (vgl. Fouquet 1972, 7f.).

62 | »Man nennt mich einen Narren, obwohl ich klüger als der [Seiltänzer] bin. Gott hat dem Menschen das Erdreich gegeben, damit er darauf gehen kann, und dieser will in der Luft gehen. Darum weine ich.«

auch etwan ein Nar ein Urteil finden, das ein Weisser nit finden kann« (ebd.). Ein Bettler sitzt einmal in einem Wirtshaus und hat nur ein Stück Brot dabei. Dieses hält er immer in die Nähe des Bratens, der sich dort an einem Spieß dreht, damit sein Brot dessen Geruch und Geschmack annehme. Als er gehen will, hält der Wirt ihn an, er solle den Geschmack des Bratens bezahlen. Die Sache geht vor Gericht. Einer der Richter, der einen Narren zu Hause hält, erzählt bei Tisch davon. Darauf sagt der Narr: »Er sol den Wirt bezalen mit dem Klang des Geltz, wie der arm Man ersettigt ist worden von dem Geschmack des Bratens.« (Ebd., 37)

In den Anekdoten von Pauli finden sich immer wieder Bezüge zur sozialen Praxis: Narren wurden von ihren Besitzern häufig an ihre Nachfolger vererbt (so zum Beispiel Claus Narr).⁶³ Auch dass die Narren geschlagen, geärgert, gequält und verspottet wurden, offenbart Pauli. In einer Facetie ist der Narr, der zu seinem neuen Besitzer gebracht werden soll, den Knechten zu langsam. Deshalb nehmen sie »eine lange Ruten und schlugen den Narren übel und triben ihn voranhin« (Pauli 1924 [1522], 37). Auch von einem Narren, der sich mit dem Stecken verteidigt, ist die Rede. »Vom Ernst das 38.« handelt von einem Narren, der die Menschen mit einem Stecken schlug, »den er für einen Kolben in den Henden trug« (ebd., 30). Ein anderer Narr hingegen wird als »ein früntlicher Nar, der niemans betrübet, weder mit Worten noch mit Wercken, wie zornig man in macht« (ebd., 32) beschrieben. Auch Geistliche, Bischöfe und Äbte (ebd., 32), aber auch Ritter (ebd., 34) und Edelmänner (ebd., 35) hielten sich Narren. Diese sollten die Menschen unterhalten, wurden aber auch geschlagen, erzürnt und verspottet (vgl. ebd., 32ff.).

In keiner von Paulis Anekdoten wird die Differenz zwischen künstlichen und natürlichen Narren direkt thematisiert (ebenso wenig bei Poggio und Bebel). Deufert geht davon aus, dass die Narren Paulis insgesamt von einem »geistigen und religiösen Defekt« (Deufert 1975, 147f.) gekennzeichnet seien und damit dem für diese Zeit typischen Verständnis entsprächen. Der Narr ist immer der Außenseiter in den Facetien, der – ob als natürlicher oder künstlicher Narr – eine Wende in die Geschichte bringt. Damit macht er auch das »ambivalente Verhältnis zwischen Narrheit und Normalität sichtbar, indem er einmal selbst Narrheit verkörpert, sie aber gleichzeitig als Kennzeichen seiner Umwelt aufdecken kann« (Deufert 1975, 153).

63 | Auch Bebel leitet entsprechend eine Facetie ein: »Es war uf einmal ein Nar, den het ein Her einem andern geschenckt« (Bebel [1508] in Amrain 1981, 21).

Hier, so kann man schließen, hat die Komik *über* den Narren eine normative Funktion: Sie dient der Grenzziehung und transportiert moralische Normen (Limitation). Die Komik *des* Narren hingegen dient der Transgression. Die Narrheit hat in manchen Anekdoten die Funktion, das Verhalten der Umwelt als unmoralisch zu offenbaren. Ähnlich wie Wolfgang Büttner in seinen Historien über Claus Narr (vgl. Bernuth 2003, 57f.) schreibt Pauli zwar über Narrenspott und verweist damit auf die Hofnarrentradition, im Zentrum stehen aber die allgemeine moralische Kritik und die Belehrung des Publikums. Nicht alle Facetien rücken die Moral in den Vordergrund. Die Facetien von Bebel und Poggio enthalten häufig nur implizite moralische Urteile. Der Narr in den Facetien hat so unterschiedliche Funktionen: Er soll einerseits unterhalten, andererseits belehren und gesellschaftliche Kritik ausdrücken. Gleichzeitig offenbaren alle Facetien etwas über die soziale Stellung der Narren und den Umgang mit ihnen. Auch das Lachen über den Narren hat unterschiedliche Funktionen bzw. Implikationen: Es dient einerseits der Festigung von Normen bzw. der Grenzziehung (im Falle der Kritik). Lachen die Protagonisten in den Anekdoten selbst und nicht nur die Leser, ist es hingegen das kathartische Entlastungslachen.

3.2 Spotten und Lachen über körperliche und andere Behinderungen

Im ersten Teil dieses Kapitels ging es um das fest umrissene Phänomen der natürlichen Narren – die »im Idealfall« sowohl körperliche als auch geistige Auffälligkeiten zu bieten hatten –, ihre soziale Stellung und komischen Funktionen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Thematisierung des Lachens über Behinderungen und behinderte Menschen allgemein.

Im Mittelpunkt stehen dabei körperliche Behinderungen bzw. Sinnesbehinderungen (Blindheit, Lahmheit, Kleinwuchs, Kropf und Kretinismus). Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt wie bei den natürlichen Narren in Spätmittelalter und Renaissance. Sofern das Lachen über diese Behinderungen bzw. deren komische Darstellung andauert, gehen die Ausführungen darüber hinaus.

3.2.1 Kleinwüchsige Menschen an den Höfen und im Zirkus

Neben den natürlichen und künstlichen Narren gab es auch die so genannten »Zwerge« an den Höfen Europas. Sie werden in der historischen Forschung zumeist getrennt von den natürlichen Narren betrachtet und beschrieben (siehe zum Beispiel bei Flögel 1789; Lever 1992), auch wenn sie mit ihnen einige Funktionen, vor allem die der Unterhaltung und Belustigung, gemeinsam haben. Nach Ansicht Petrats entsprechen sie jedoch nicht dem »Deutungsmuster« (Petrat 1998, 25) der Narren.

Die Existenz kleinwüchsiger Menschen, die im Folgenden entsprechend dem damaligen Sprachgebrauch »Zwerge« genannt werden, an den Höfen ist ab dem 10. Jahrhundert belegt (vgl. Velten 2001, 295). Am römisch-kaiserlichen Hof sind sie erst von 1543 bis 1715 in den Hofgesetzen nachgewiesen (vgl. Schlager 1866, 214f.). Auch am Hofe König Ludwigs VIII., bei Heinrich I. und Franz II. in Frankreich (vgl. Vulpus 1813, 44; Nick 1861a, 594) und bei Friedrich Wilhelm I. lebten Hofzwerge (vgl. Flögel 1789, 515), ebenso bei den Herzögen von Burgund (vgl. Daston/Park 1998, 117) und an vielen weiteren Höfen.

Unterhaltung durch die Hofzwerge

Im Gegensatz zu den Hofnarren war ihre Funktion weniger symbolträchtig, sondern Hofzwerge dienten vorwiegend der Zerstreuung und Unterhaltung und sollten die Hofgesellschaft zum Lachen bringen (vgl. Petrat 1998, 57ff.). Die warnende Funktion der Narren hatten sie nicht inne. Am Hofe eines italienischen Fürsten sollen zum Beispiel Turniere und Pferderennen mit Kleinwüchsigen stattgefunden haben (vgl. Bauer/Verfondern 1991, 39). Die spanischen Hofannalen berichten, dass Zwerge zusammen mit dunkelhäutigen Menschen und Narren dem Amüsement dienen sollten. Langenbach-Flore beschreibt ihre Funktion wie folgt:

»Auch die Hauptattraktion des Zwerges war in der Sensation seines Aussehens und nicht auf intellektueller Ebene zu suchen, obwohl er zuweilen die Funktion eines scharfsinnigen, privilegierten Spaßmachers erfüllte. Seine Hauptaufgabe bestand darin, wie die antiken Parasiten die Gäste bei Banketten zu amüsieren, doch oft schoss er über das Ziel hinaus und stellte für die Festgäste ein Ärgernis dar.« (Langenbach-Flore 1994, 16)⁶⁴

64 | Der Begriff »Parasit« verweist dabei auf den Spaßmacher im antiken Griechenland, der in der Komödie als ein solcher bezeichnet wurde (vgl. Langenbach-Flore 1994, 14).

Eine häufig durchgeführte ›Unterhaltung‹ scheint das Verstecken von Zwergen in Pasteten gewesen zu sein, damit sie zum Amüsement der Gesellschaft plötzlich daraus hervorsprangen. Geschichten dieser Art werden in unterschiedlichen Quellen erzählt. Am Hof des englischen Königs Charles I. wurde demnach ein Kleinwüchsiger namens Jeffrey Hudson in einer kalten Pastete versteckt, die der Königin als Geschenk präsentiert wurde (vgl. Vulpius 1812, 120; Schulak 2000, o. S.). Friedrich Nick erzählt folgende Geschichte aus dem Jahre 1568:

»Als Herzog Wilhelm von Baiern mit einem Fräulein Renate von Lothringen im Jahr 1568 zu München sein ›Beilager‹ hielt, wurde als 21. Schauspieler auch eine große Pastete aufgetragen, in welcher des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich Zwerglein verborgen war. Als diese Pastete auf die fürstliche Tafel gesetzt und geöffnet wurde, sprang dieses drei Spannen lange Zwerglein in einem wohlgeputzten Kürass und ein Rennfähnlein in der Hand, daraus hervor, ging auf der Tafel umher, sang und bot den fürstlichen Personen ›mit gar gebührender und sittsamer Reverenz‹ die Hand.« (Nick 1861a, 603)

Felix Platter (1536-1614)⁶⁵ berichtet in seinen *Observationes* von einer Geschichte, die er selbst erlebt habe. Bei der Hochzeit des Herzogs von Bayern sei ein Zwerg gewesen, »völlig bewaffnet« (Platter [1614], zit.n. Huber 2003, 265). Auch dieser Zwerg wurde in einer Fleischpastete versteckt. »Er stürzte mit Ungetüm heraus, sprang nach Gladiatorenart auf dem Tisch herum und erregte bei allen Anwesenden Gelächter und Bewunderung.« (Ebd.)

Nach Ansicht Petrats dienten die Hofzwerge aber auch als »Anziehpuppen« (Petrat 1998, 59) oder »Spielgefährten« (ebd., 57). Laut Bayer waren sie »Spielzeug« und »Zeitvertreib« (Bayer 1906, 2). Die Marchese Lodovico III. soll für ihre Zwerginnen und Zwerge eine eigene Wohnung mit kleinen Möbeln eingerichtet haben (vgl. Merke 1971, 324). Nick berichtet, ein Mailänder habe seinen Zwerg wie einen Papagei in einem Käfig herumgetragen (vgl. Nick 1861a, 594). Das Halten von Zwergen in einem Käfig belegt auch eine Nachricht aus dem Jahr 1773, die Petrat zitiert (vgl. Petrat 1998, 40). König Friedrich Wilhelm I. hat seine Zwerge gerne in goldenen und silbernen Stoff gekleidet (vgl.

65 | Platter war häufiger Gast an den unterschiedlichsten europäischen Höfen und so auch mit der Tradition der Hofnarren und -zwerge vertraut (vgl. Huber 2003, 260ff.). Platter war Mediziner in Basel. In seinen *Observationes* (Beobachtungen) soll er nur eigene Beobachtungen notiert haben (vgl. Merke 1971, 181).

Flögel 1789, 515). Weber berichtet aus eigener Anschauung von einem Zwergenpaar, das »zierlich angeputzet« (Weber 1992a [1721], 386) gewesen sei. In anderem Zusammenhang weiß er zu erzählen:

»Die vier wohlgestaltete und überaus kleine Zwerge hatten diesesmal nicht, wie bey der ersten Audienz, Rußische, sondern teutsche Carmesin sammetene galonirte Kleider mit reichen brocadenen Westen. Der Churfürst und der ganze Hof ergezten sich an der schönen Gestalt und Leibesproportionen dieser vier *Puppen*, und erinnerten sich dabey der grossen Menge Zwergel welche des Brandenburgischen Churfürsten Joachimi Friederici Gemahlin Catharina, in einem besondern Zimmer unterhalten [...]« (Weber 1992b [1721], Bd. 3, 231; Hervorh. v. C. G.)

An vielen Höfen wurden zu Zwecken der Unterhaltung und mit dem Ziel, Zwerge zu »züchten«, so genannte Zwergenhochzeiten durchgeführt (vgl. Kammerer 2003, o. S.; Schulak 2000, o. S.). Die Herrschenden hatten den Ehrgeiz, den kleinsten Zwerg ihr Eigen zu nennen (vgl. Petrat 1998, 40). Teilweise soll es den Fürsten auch gelungen sein, bei ihren Zwergen für Nachwuchs zu sorgen, aber häufig wurden »Heyrahten unter ihnen gestiftet, aber keine Fruchtbarkeit und Fortpflanzung des Geschlechts bey ihnen gefunden« (Weber 1992b [1721], Bd. 3, 231).⁶⁶

Wie sich der Versuch der »Züchtung« mit Aspekten der Unterhaltung vermischte, zeigt eine Nachricht aus dem Jahr 1675:

»Umb diese Zeit ließ der König von Frankreich 2 gantz kleine Hommunculus oder Zwergern Copuliren, wohnete der Hochzeit nebst seiner gantzen Hoffstadt mit sonderlicher Ergetzlichkeit bey und verehreten den jungen Ehe-Leuten 50.000 Fl zur Hochzeit-Gabe.« (*Kernchronik*, Bd. I, [1675], zit.n. Petrat 1998, 58)

Ausführlich berichtet Friedrich Christian Weber von Zwergenhochzeiten in Russland.⁶⁷ Durch diese Hochzeiten gebe es in Russland so

66 | Flögel erzählt, in Russland sei 1719 ein Zwergenkind geboren worden (vgl. Flögel 1789, 455). Neben den Zwergenhochzeiten und den Versuchen ihrer »Zucht« gibt es aber auch Berichte darüber, dass Kinder zu dieser Zeit in Eisen gelegt wurden, damit sie nicht groß wurden, weil eine so große Nachfrage nach ihnen bestand (vgl. Lever 1992, 106).

67 | Nicht mehr aus eigener Anschauung, sondern aus historischer Perspektive berichten Weber 1832 und Vulpius 1812. Karl Julius Weber erzählt: »Noch 1713 gab die Schwester Peters des Großen, Natalia, ein lusti-

viele Zwerge, »daß es also nicht schwer fiel, bey der Anno 1710 gehaltenen Zwerge-Hochzeit, ihrer zwey und siebentzig zusammen zu bringen« (Weber 1992a [1721], 385). Neben diesen 72 Zwergen, dem Zaren, seinen Offizieren und Ministern seien auch viele Zuschauer zur Hochzeit gekommen. In der folgenden Beschreibung der Hochzeit treten die Unterhaltungsaspekte zum Vorschein.

»[U]nd als der Priester den Zwerg-Bräutigam fragete, ob er seine Braut zu Ehe haben wollte? antwortete dieser mit heller Stimme: *Dich und keine andere*. Die Braut aber, als sie gefragt wurde, ob sie ihren Bräutigam zu ihrem Manne haben wollte, und ob sie sich nicht mit jemand anders versprochen? antwortete: Das wäre ja wohl artig. Doch ihr Ja-Wort kunte man kaum nehmen, über welches die Anwesende hertzlich lachten.« (Ebd., 386)

Im Anschluss an die kirchliche Trauung gab es Webers Bericht zufolge eine festliche Tafel. Die Zwerge hatten dabei die Aufgabe, die normal großen Hochzeitsgäste zu bewirten und zu unterhalten. Dazu liefen sie auf der Tafel herum und bedienten die »Gäste dergestalt wohl, waren auch so lustig und machten so viel Lerm, als wenn das Zimmer ihnen allein zugehöret« (ebd., 387). An einer langen Tafel saßen, wie Weber beschreibt, unter anderem der Zar und die Offiziere,

»welche sich dergestalt placiret hatten, daß sie rings herum nur mit dem Rücken an der Wand sassen, damit sie allesammt das Gesicht frey haben, und das Getümmel und Betrieb der Zwerge desto besser observiren könnten« (ebd., 387).

Nachdem die Tafel aufgehoben wurde, tanzten die Zwerge und brachten so wiederum die Zuschauer zum Lachen:

»Was nun vor wunderliche Capriolen, Grimacen, und Posituren, so wohl bey dem Tantzen als bey dem Tische zu sehen gewesen, solches kann man sich leicht einbilden, wie sie denn allen hohen und vornehmen Hochzeitsgästen, insbesondere Ihrer Majestät, viele Kurtzweile machten und zum Lachen bewogen. Indem unter diesen 72 Zwergen so vielerley Arten und wunderliche Posituren waren, daß man sie ohne Lachen nicht wohl ansehen konnte.« (Ebd., 387f.)

ges Zwergschauspiel, verheirathete zwei Zwerge und lud alle Zwerge zur Hochzeit« (Weber 1868 [1832], 113). Vulpus berichtet von einer Zwergenhochzeit aus dem Jahre 1622 in Wien (vgl. Vulpus 1813, 49).

Spaß und »Vergnügen« (ebd., 388) hatte Weber vor allem am Erscheinungsbild:

»Einige hatten einen hohen Buckel und kleine Beine, andere einen dicken Bauch, andere kleine krumme Beinen, wie der Zar-Hündgens, wiederum andere einen grossen dicken Kopff, theils ein krum Maul und grosse Ohren, theils kleine Augen und dicke Pauß Paucken, und viele lächerliche Gestalten mehr.« (Ebd.)

Das Komische der Zwerge liegt also für Weber einerseits in ihren Darbietungen, andererseits in ihrem abweichenden Äußeren. In welcher Weise der Begriff des Lächerlichen hier gebraucht wird, lässt sich nur mutmaßen: Er könnte einerseits das Belustigende, andererseits auch das Sonderbare fokussieren. Ob der Begriff abwertend gebraucht wird, wie er heute verstanden würde, lässt sich nicht direkt schließen. Festgehalten werden kann nur, dass Weber insgesamt einen recht wohlwollenden Blick auf die Zwerge wirft. Dennoch werden die Beschriebenen als Puppen bezeichnet und mit den Hunden des Zaren verglichen.

Neben Hochzeiten wurden für manche Hofzwerge auch feierliche Begräbnisse zelebriert. Von einer solchen Beerdigung aus dem Jahr 1715 erzählt auch Weber. In Russland starb ein Zwerg in Diensten des Zaren, der ihm ein »artiges Begräbnis« (ebd., 59) zukommen ließ. »Der Sarg war mit schwarzem Sammet bedeckt, und auf einer Schlittenwurst von sechs sehr kleinen Rappen gezogen.« (Ebd.) Hinter den Rappen gingen die kleinwüchsigen Trauergäste »nach ihrer Größe wie die Orgelpfeifen gestellt« (ebd.). Den Abschluss der Prozession bildete nebst seinen Ministern und Offiziellen der Zar selber.

Beispiele für die komische Funktion der »Zwerge«

Wie viele der Hofnarren bekamen auch die Hofzwerge erst spät einen »Namen« und ein »Gesicht«. Zwei von ihnen sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden. Recht bekannt geworden ist Nikolaus Ferry, der 1749 geboren wurde und an einem Hof in Lothringen lebte. Laut Legende hatte er eine Ziege zur Amme und schlief in einem Holzschuh (vgl. Flögel 1789, 520; Almenstein 1807, 618ff.; Nick 1861a, 598). Im Kindesalter gelangte er zum Hof von Stanislaus von Polen, der ihn Bébé nannte. Nach langer Krankheit und nach in der Pubertät beginnenden Deformierungen starb er schließlich sehr jung im Jahr 1769. Sein

Skelett wurde präpariert und in der Bibliothek zu Nancy ausgestellt (vgl. Flögel 1789, 522).⁶⁸

Auch Ferry musste für Unterhaltung an der Tafel sorgen. Statt aus einer Pastete musste er bei einem Fest in der Uniform der Garde du Corps aus einer Torte klettern und wurde von den Gästen mit Bonbons beworfen (vgl. Palla 1995). Wie Ferry von Zeitgenossen, die ihn persönlich kannten, charakterisiert wurde, weiß man nicht. Von Flögel, der ihn zwar gekannt haben könnte, dazu aber keine Ausführungen macht, wird er als ein kleiner Mensch beschrieben, dessen Körperteile aber proportional waren.⁶⁹ Flögel zufolge hatte Ferry aufgrund einer zu frühen Geburt eine »Verstandesschwäche«⁷⁰ (Flögel 1789, 524).

»Die Unterweisung seiner Lehrmeister war ihm ganz unnütz, um Vernunft und gesunde Urtheilskraft zu erwecken; daher hat er nie andre als nur schwache und unvollkommne Merkmale vom Verstande gegeben.« (Flögel 1789, 520)

Ebenfalls heute noch bekannt ist der Hofzwerg Perkeo, der eigentlich Clemens von Heidelberg hieß. Sichere Angaben über sein Geburts- und Todesdatum gibt es nicht, er dürfte aber um 1700 geboren worden sein (vgl. Petrat 1998, 132). Von Beruf war er Korbmacher, schließlich Hofzwerg am Heidelberger Schloss unter Kurfürst Karl Theodor. Dort soll er auch zu seinem Spitznamen Perkeo gekommen sein. Karl Theodor ließ 1751 ein noch heute erhaltenes Weinfass mit über 200 000 Litern Volumen bauen. Von dem Fass führte eine Leitung in den Festsaal, um die Gäste des Kurfürsten zu versorgen. Auf einer Reise nach Tirol soll der Kurfürst Gefallen an Clemens' Größe und seinem Witz gefunden und ihm gesagt haben, wenn er mitkomme nach Heidelberg und es schaffe, das große Fass dort auszutrinken, sollten ihm Stadt und Schloss gehören. »Perche no« (»Warum nicht«) soll dieser geantwortet haben, worauf ihn der Kurfürst Perkeo nannte (vgl. Hoppe 1950, 31).

Laut Hoppe unterhielt Perkeo den Hof und die Bürger der Stadt

68 | Mehr zum wissenschaftlichen Interesse des 18. Jahrhunderts an kleinwüchsigen Menschen in Abschnitt 4.6.2.

69 | Flögel differenziert kleinwüchsige Menschen in »rachitische Ungeheuer«, die »unförmlich an Gliedern und Proportionen« waren, und jene, die »aus andern physischen Ursachen« klein, aber unauffällig waren (Flögel 1789, 504).

70 | Von Almenstein bezeichnet ihn als »blödsinnigen Knaben« (Almenstein 1807, 619).

durch seine Späße (vgl. ebd.). Seine Funktion hatte somit viel mit der der Hofnarren gemeinsam. Schon zu Lebzeiten wurde Perkeo ein Denkmal errichtet, das er selbst entworfen hatte. Es befindet sich noch heute im Heidelberger Schloss. Um 1850 dichtete Josef Viktor von Scheffel das Lied »Das war der Zwerg Perkeo«, das Perkeos Trinklust an dem Riesenfass besingt: »Das war der Zwerg Perkeo/Im Heidelberger Schloß,/An Wuchse klein und winzig,/An Durste riesengroß« (Scheffel o.J.).

Nikolaus Ferry und Perkeo gehören zu den letzten Hofzwerger in Europa. Mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts geht die Zeit der Hofzwerge zu Ende. Am Münchener Hof gab es 1785 nur noch drei Hofzwerge (vgl. Weber 1868 [1832], Bd. XII, 125; Bayer 1906, 10).

Komisches Objekt waren die Zwerge auch im 17. Jahrhundert bei Jacques Callot (1592-1635), der 20 Zwergefiguren zeichnete – seine *Varie figure gobbi di Jacobo Callot*, die 1616 entstanden und 1622 erstmals in Nancy erschienen (vgl. Trautwein 1958, o. S.). Callot hatte eine Vorliebe für das Groteske und Bizarre (vgl. *Lexikon der Kunst* 1987, Bd. 1, 755). Seine Figuren »waren das Gespräch an allen Höfen Europas, weil einige nicht nur die beliebigen Verwachsungen Kleinwüchsiger darstellten, sondern obszön ihre Geschlechtlichkeit betonten und darboten« (Albrecht 2004, o. S.).⁷¹

Callot sah seine »Modelle« als Hofzwerge [...] täglich am Hofe des Medicäerfürsten Cosimo II.« (Bauer/Verfondern 1991, 39). Man weiß, dass Callot an den Höfen Veranstaltungen, zum Beispiel Turnieren, mit Zwerger beiwohnte (vgl. ebd., 40).

Auf Callots Zeichnungen sieht man die so genannten Gobbi, also »Krüppel« mit Kröpfen, Buckeln, Krücken und dicken Bäuchen (Abb. 5). Die Figuren Callots zeigen die Sammelfreude des Barocks von absonderlichen, wundersamen Dingen und seine »Vorliebe für die deformierte Natur« (Trautwein 1958, o. S.).

In der Nachfolge von Callot weiß man heute von 3000 Variationen seiner Gobbi, zum Beispiel aus Nürnberg und Augsburg, aber auch aus den Niederlanden, Österreich und Frankreich (vgl. Bauer/Verfondern 1991, 71).⁷²

71 | Diese Art der Groteskenfiguren ist allerdings nicht neu, sondern es gab sie schon in der Antike, weshalb Neumann annimmt, dass »im Altertum das Lachen über den Hässlichen allgemein übliche Haltung war« (Neumann 1995, 31). Zehn Gobbi sind auf einer Callot gewidmeten Webseite abgebildet unter www.jacquescallot.com/gobbis.html.

72 | Vor allem im 18. Jahrhundert wurden diese Figuren nachgeahmt, zum Beispiel durch den Bildhauer Johann Baptist Wuntscher. Auch

Damit wurden kleinwüchsige Menschen zum zweifachen Sammelobjekt: Zunächst wurden sie ›reak‹ (als Hofzwerge) und zum andern ihre grotesken Nachbildungen gesammelt.



Abb. 5: Jacques Callot: Dottore mit fünf grotesken Figuren, Titelbild zu *Varie Figure Gobbi*, Florenz 1616. Nachstiche von J. Silvestre in einer Montage mit farbigem Rahmen des 19. Jahrhunderts (Bauer/Verfondern 1991, 11).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die zeitgenössischen Beschreibungen aus heutiger Perspektive einen unkritischen Blick auf den Umgang mit kleinwüchsigen Menschen an den Höfen werfen: Sie werden als kurzweilig, niedlich, unterhaltsam und grotesk empfunden, sie erregen Lachen und Bewunderung. Zur ›Unterhaltung‹ der

in Österreich waren die Zwerge sehr beliebt, wie Trautwein vermutet, weil die Menschen in den Alpenländern eine »starke Vertrautheit mit körperlicher Mißbildung« (Trautwein 1958, o. S.) hätten. Demgegenüber stellte sich die Augsburger Variation der Zwerge nach Ansicht Trautweins harmloser dar, da der Spott nicht »auf große Köpfe, aufgeworfene Nasen und kurze Beine an sich, schon gar nicht auf Höcker und Verkrümmungen« (ebd.) aus gewesen sei. Man könnte auch schließen, dass im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert das Lachen insgesamt zahmer wurde (siehe dazu auch Abschnitt 4.1.2). Von Hülsen-Esch sieht im Interesse des 18. Jahrhunderts an den Gobbi ebenso wie in den Maskenbällen auch eine Sehnsucht nach der Aufhebung höfischer Standards (vgl. Hülsen-Esch 2005, o. S.).

höfischen Gesellschaft werden Turniere und Hochzeiten veranstaltet oder die Zwerge in Pasteten oder Torten versteckt. Die Hofzwerge bleiben länger an den Höfen sowie bei reichen Adeligen und Bürgern als die natürlichen Narren; sie sind vor allem im Barock beliebt.

3.2.2 Spott über blinde Menschen und die Blindheit

Neben den Narren und Hofzwerge werden vor allem blinde und sehbehinderte Menschen vorwiegend vom 13. bis zum 16. Jahrhundert zum Objekt der Komik. Das Lachen über sie wird insbesondere in der Literatur (in Schwänken und Facetien) thematisiert.

Ein – vielleicht nur fiktiver – ›Spaß‹ zur Unterhaltung der Menschen war vom Hochmittelalter bis ins 16. Jahrhundert das so genannte ›Schweinestechen‹, das in unterschiedlichen Quellen erwähnt wird. Dazu wurden mehrere Blinde auf einem Schauplatz mit einem Schwein eingeschlossen und mit rostigen Harnischen und Knüppeln ausgestattet. Sie sollten das Schwein töten. Da sie es aber schwer orten konnten, schlugen sie sich unter dem Gelächter der Anwesenden gegenseitig. Zur Entschädigung erhielten sie abschließend ein Festessen. Berichte von Chronisten über Veranstaltungen dieser Art gibt es unter anderem aus Paris (1425), Augsburg (1510) und aus Venedig (vgl. Wanecek 1919, 529). Aus dem Jahr 1386 existiert ein solcher Bericht in der Lübecker Chronik: Dort wurden zwölf Blinde zunächst bei einem Essen gestärkt und ihnen Rüstungen angezogen. Schließlich setzte man ihnen die Helme verkehrt herum auf, für den Fall, dass doch Sehende darunter waren (vgl. Uther 1981, 82). Ein ähnliches Szenario beschreibt *Johann Berckmanns Stralsundische Chronik* aus dem Jahr 1415:

»Anno 1415 do schlogenn de blindenn ein schwyn inn dem vastelauende op dem olden marckede; se weren beplanckett, datt en dath schwin nicht entlophen kondte, se schlogen sik vaken suluest op dat liff, mehr alße op dat schwinn, unnd worden ganz schaftig darauer, so lange dath se mit der kuele vœleden, wor idt stundt, vnnd schlogent noch, alße waß solck ein lachendes vastelaunt nicht geseen.« (*Johann Berckmanns Stralsundische Chronik*, zit.n. Mohnike/Zober 1833, 8f.)⁷³

73 | »Im Jahre 1415 schlugen die Blinden ein Schwein an Fastnacht auf dem alten Markt. Sie waren eingezäunt, so dass ihnen das Schwein nicht entlaufen konnte, sie schlugen sich eher selbst auf den Leib, mehr als auf das Schwein, und wurden ganz sauer darüber, so lange, bis sie mit der Keule fühlten, wo es stand, und sie schlugen noch, also wurde solch ein lachendes Fastnacht noch nicht gesehen.« Mohnike und Zober geben

Während andere die Realität der Kämpfe nicht in Frage stellen, nimmt Uther an, dass es sich bei diesen Berichten um Fiktion handelt. Diese Geschichten seien schon weitaus früher literarisch verarbeitet worden. Sein Fazit lautet daher:

»Und es verwundert nicht, dass die Chronikliteratur angesichts der beschriebenen, teilweise negativen, Einstellung des 14.–17. Jahrhunderts gegenüber Behinderten das Schweinekopf-Motiv aufgreift, der Glaubwürdigkeit halber lokalisiert und zugleich seines Beispielcharakters beraubt, so daß die Hilflosigkeit und Tolpatschigkeit der Behinderten um so stärker zutage treten.« (Uther 1981, 83)

Es muss also als ungeklärt gelten, ob die Schweinestechen tatsächlich stattgefunden haben oder zu den diskursiven Stereotypen über die Blindheit zu zählen sind. Deutlich wird an dieser Stelle einmal mehr, dass Realität und Diskurs nicht voneinander zu trennen sind.

Blindheit spielt immer wieder eine Rolle in der komischen Literatur, in Schwänken, Facetien und Anekdoten. In diesem Rahmen kann die Darstellung nur exemplarisch erfolgen, ausführlicher haben sich Wanecek (1919), Schmidt (1929) und Uther (1981) mit der Thematik der Blinden in der Literatur (allerdings nicht nur unter dem Fokus des Komischen) beschäftigt.⁷⁴

»Als ›das große Vorbild der Blindenkomik‹ gilt der 1554 erschienene Lazarillo de Tormes«⁷⁵ (Uther 1981, 76). Bei diesem Werk handelt es sich um einen Schelmenroman⁷⁶, Vorbild auch für Hans Jakob Christ-

Johann Berckmanns Stralsundische Handschrift nebst noch vorhandenen Auszügen aus alten verloren gegangenen Chroniken heraus. Da Berckmann nach Mutmaßung der Verfasser im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren wurde, muss der Bericht vom ›Schweinestechen‹ von einem anderen Verfasser stammen oder von Berckmann aus Aufzeichnungen eingefügt worden sein.

74 | Die Funktion der Schwerhörigkeit in den Schwänken verschiedener Zeiten hat Aarne (1914) untersucht.

75 | In Wanecek (1919, 564ff.) ist das in diesem Zusammenhang relevante Kapitel 1, in dem als einziger der Blinde auftaucht, ungekürzt abgedruckt. Nach Aussage Uthers ist der *Lazarillo de Tormes* anonym erschienen (vgl. Uther 1981, 76). Bouterwek geht davon aus, dass Diego de Mendoza der Verfasser des Romans ist (vgl. Bouterwek 1804, 186).

76 | Im Schelmenroman wird eine Abenteuergeschichte aus der Perspektive des Helden erzählt, der immer eine einfache, einfältige, naive Person ist. So handelt beispielsweise der *Simplicissimus* von den Abenteu-

offel von Grimmelshausens Roman *Simplicissimus* (1667). Lázaro, der Ich-Erzähler des Romans, gelangt in den Dienst eines blinden, aber geizigen und brutalen Bettlers, der das Betteln so gut beherrscht, dass er sehr reich ist. Lázaro als dessen Blindenführer versucht den Bettler zu bestehlen, hat aber zumeist das Nachsehen. Der Zorn des Blinden über die Versuche Lázaros geht so weit, dass er ihn eines Tages fast totschlägt. Der Blinde hat Gefallen daran, dem Jungen Schmerz zuzufügen und dann darüber zu lachen. Aus Rache gibt Lázaro auf dem Weg zu einem Gasthaus an, den richtigen Weg über einen Bach gefunden zu haben, in Wahrheit steht der Blinde aber nicht vor dem Übergang, sondern vor einem Pfosten:

»Kaum hatte ich ausgesprochen [und den Blinden aufgefordert zu springen, C. G.] als der arme Blinde wie ein Ziegenbock vor- und rückwärts balancierte [...] und stieß mit dem Kopfe derart gegen den Pfeiler, daß man hätte glauben sollen, der größte Kürbis wäre mit aller Kraft dawider geschleudert worden. Er fiel rücklings zur Erde, halb tot, mit verwundetem Kopfe.« (Zit. n. Wanecek 1919, 603.)

Das Bild des blinden Mannes in der Geschichte ist ein extrem negatives: Er wird als brutal, boshaft, rachsüchtig, geizig, gierig und egoistisch beschrieben, so dass Lázaros Rache gewissermaßen entschuldigt wird. Im Sinne Deuferts (s.u.) werden hier ethische Normen artikuliert: Der blinde Mann handelt sündhaft, nahezu betrügerisch und will seinem Nächsten nichts abgeben, wofür er schließlich bestraft wird.

Blinde Protagonisten gibt es vorwiegend in den Schwänken des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Der Schwank war ursprünglich eine mündliche Geschichte. Er gilt als Anzeichen für das, was eine Gesellschaft komisch findet (vgl. Brewer 1999, 88). Zumeist werden Späße auf Kosten von Außenseitern getrieben, die gängige Vorurteile bestätigen, zum Beispiel in der »Verspottung körperlicher Gebrechen« (ebd.). Nach Deufert ist eine Definition des Schwanks unmöglich, er habe nur eine Voraussetzung: Die Geschichte müsse komisch sein, also zum Lachen anregen (Deufert 1975, 15). Auch die Abgrenzung

ern des naiven, ungebildeten Viehhirten Melchior (*Simplicissimus* = der Einfältige). Fandrey hält dazu fest: »Geistig unbeholfene Menschen müssen oft als bequeme Zielscheibe des Spotts herhalten. Die üblen Scherze mit dem ›einfältigen‹ *Simplicissimus* in Grimmelshausens Roman entspringen sicherlich nicht nur der literarischen Phantasie des Autors.« (Fandrey 1990, 74)

zur Facetie ist fließend (bei Uther werden die Facetien als Schwänke bezeichnet) und – wenn überhaupt – nur über die Länge zu bestimmen: Während die Facetie aufgrund ihrer Kürze die Nähe zum Witz aufweist, ist der Schwank zumeist eine etwas längere Erzählung. Wie Lever konstatiert, bildeten die Schwänke und Geschichten vor allem ab dem 16. Jahrhundert »einen stereotypen Diskurs« (Lever 1992, 83).

Viele Schwänke enthalten eine zentrale Moral, die »eine verallgemeinernde Lehre, einen moralischen Satz oder einen ernsthaft gemeinten praktischen Rat vermittelt« (Deufert 1975, 104). In der Moral siegen »Klugheit oder List [...] über Einfältigkeit und Dummheit, Lasterhaftigkeit wird bestraft, der Narr wird der Lächerlichkeit preisgegeben (usw.)« (ebd., 113). Deufert kommt zu dem Ergebnis, dass in der Moral von Schwänken folgende Normen thematisiert werden: religiöse Normen (gutes, tugendhaftes Verhalten gegenüber sündhaften Handlungen),⁷⁷ ethische Normen (moralisches Verhalten ohne religiösen Bezug), rationale Normen (dummes, einfältiges Verhalten gegenüber schlaun Handlungen) und soziale Normen (die der Begründung gesellschaftlicher Verhaltensweisen dienen) (vgl. ebd., 116). Die Komik dient dabei als Mittel, die Moral einzuleiten bzw. normative Implikationen aufzuzeigen. Hier werden Bezüge zu den Komiktheorien deutlich: Als komische Gattung hat der Schwank also eine normative Funktion. Dabei dient er weniger der Grenzüberschreitung als vielmehr der Festigung der Ordnung und der Fixierung von Normen (vgl. ebd., 104). Auch Amrain stellt fest:

77 | Ein Beispiel dafür bietet »Von Schimpff das 326.« von Johannes Pauli. Zwei Blinde stehen unter dem Fenster des Königs und rufen, einer nach Gott, der andere nach dem Kaiser, ihnen zu helfen. Der Kaiser hört das, lässt zwei Kuchen backen und schenkt sie den Blinden, wobei derjenige, der den Kaiser ansprach, einen mit Gulden gefüllten Kuchen bekommen sollte. Dieser aber denkt, es sei nur Brot, und tauscht mit dem anderen gegen den leichten Kuchen. Am nächsten Tag kommt nur der Blinde mit dem leichten Kuchen wieder und ruft nach dem Kaiser; der Blinde, der zuvor nach Gott gerufen hatte, hatte genug. Der Kaiser fragt nach dem Grund, erfährt so von dem Kuchentausch und sagt: »Der ander Blind hat noch recht geschruwen, das dem wol geholfen ist, dem Got will helfen. Du solt nichtz haben. Darum bleib du in deinem Ellend!« (Pauli 1924 [1522], 201) Also: »Der andere Blinde hat noch recht gerufen, dass dem wohl geholfen ist, dem Got will helfen. Du sollst nichts haben. Darum bleib du in deinem Elend!«

»Wer einen wirklich brauchbaren und zuverlässigen Gradmesser für die Moralanschauungen – im weitesten Sinne genommen – jener Zeit gewinnen will, muß sich unbedingt an das Studium der Schwänke machen.« (Amrain 1907/1981, XVIII)

Um die in ihnen vermittelten Normen in Bezug auf den Umgang mit Blindheit zu bestimmen, soll exemplarisch auf einige Geschichten dieser Gattung, innerhalb derer Blindheit ein verbreitetes Thema war, eingegangen werden.

In der Schwanksammlung *Scheer-Geiger* von 1673 erscheint folgende Geschichte, in der das Verhalten des Blinden und die Reaktion der Umwelt an das Schweinestecken erinnern: Ein Mann lässt sich von einem Blinden Musik vorspielen. Statt ihm aber Geld dafür zu geben, versetzt er ihm eine Ohrfeige. Der Blinde versucht in seinem Zorn darüber, den Mann mit dem Stecken zu schlagen, trifft ihn aber nicht, sondern erhält ausschließlich Hiebe von seinem Gegner, was die Anwesenden lachen und johlen lässt. Die Erzählung schließt mit den Worten:

»Endlich mißfiel das Spiel und das Gotteslästeren den Bescheidenen, nahmen den Blinden und seine Leyer, und führten ihn damit nach Haus, voller Zorn, daß er den tapffern Marggraffen nicht todtgeschlagen.« (*Scheer-Geiger* [1673], zit.n. Schmidt 1929, 352)

Zunächst könnten Überlegenheit oder Aggression Ursache für die Lust am Verspotten sein. Dann aber scheint der Spott als unmoralisch betrachtet zu werden; es erwacht das Gefühl, »dass es nicht recht sei, die Blinden zum Gespött der Leute zu machen« (Schmidt 1929, 352). Enthüllt werden dabei sowohl soziale Normen – der Blinde wird verspottet, was zunächst gesellschaftlich toleriert und sogar befürwortet wird – als auch religiöse Normen, indem sich das tugendhafte, mitleidige und gottesfürchtige Verhalten der ›Bescheidenen‹ durchsetzt. Damit wird das Verspotten gleichzeitig als Ausdruck der Sünde abgelehnt (siehe Abschnitt 4.3.1). Mitleid, das wohl heute als angemessene Reaktion in der beschriebenen Situation gelten würde, scheint dabei kein handlungsleitendes Motiv zu sein.

Noch heute bekannt sind die Geschichten um Till Eulenspiegel (der als Schalksnarr zu gelten hat). Aus dem 14. Jahrhundert stammt der Schwank *Eulenspiegel und die Blinden*, der 1553 von Hans Sachs als Fast-

nachtsspiel⁷⁸, also für das Theater, weiterentwickelt wird. Eulenspiegel kommt aus Engelsheim und ärgert sich darüber, dass er dort keinen Spaß verübt hat. Auf dem Weg begegnet er drei blinden Bettlern.

»Dort gehn daher
drei Blind, den will ich verheißen eben, ein' Taler zu einr Zehrung
zu geben,
so werden sie dann zu dem Ende
alle drei aufhalten ihre Händ;
Ich gib ihn' aber nichts darein;
Denn meinen's all drei insgemein,
jeder – der ander hab das Geld,
so haben's denn all drei gefehlt;
auf dass ich nit gar wiederum
ohn Schalkheit von Engelsheim kum.«
(Sachs 1957 [1553], 93)

Eulenspiegel nutzt also seine Überlegenheit und seine Lust auf Unterhaltung, um den blinden Männern einen Streich zu spielen. Er fragt sie, wie es ihnen erginge, und diese klagen ihm ihr Leid, sie würden verachtet, verjagt und litten Hunger (vgl. ebd., 94). Daraufhin tut Eulenspiegel so, als gebe er einem von ihnen drei Gulden, und schickt die Blinden zu einem angeblich guten Wirt in der Stadt, wo sie Unterkunft und Essen erhalten, da sie dem Wirt versichern, sie seien reich beschenkt worden. Als das vermeintliche Budget verbraucht ist, wollen sie bezahlen und stellen fest, dass keiner von ihnen das Geld hat. Der Wirt sperrt die Blinden daraufhin in den Schweinestall. Eulenspiegel kehrt zurück und erkundigt sich beim Wirt nach den Blinden im Stall, der ihm daraufhin die Geschichte erzählt. Eulenspiegel gibt vor, einen Bürgen für die Blinden zu suchen, und geht zum Pfarrer, dem er erzählt, der Wirt sei besessen und seine Frau wünsche, dass der Pfarrer eine Austreibung vornehme. Dem Wirt sagt er, er habe

78 | Für Sachs war das Fastnachtsspiel »der dramatisierte Schwank« (Becker 1957, 170). Im Gegensatz zu älteren Spielen stellte er dabei eher moralische Aspekte in den Vordergrund. Ziel war dabei mittels des Spottes dennoch die Belustigung (vgl. ebd., 170f.). Auch in das Theater und die Fastnachtsspiele fand das Lachen über Behinderungen also Eingang. Uther weist darauf hin, dass die Rollen des Blinden und seines Führers feste Traditionen in den Spielen des 15./16. Jahrhunderts waren (vgl. Uther 1981, 73). Weiterführende Informationen finden sich bei Merkel 1971, Uther 1981 und Massip 2003.

den Pfarrer als Bürgen gewonnen, und seine Frau solle mitkommen, um die Bürgschaft zu bezeugen. Der Pfarrer – im Glauben, es ginge darum, den Besessenen zu beschwören – verspricht der Frau, ihrem Mann zu helfen. Aufgrund dieses Missverständnisses lässt der Wirt die Blinden schließlich frei und bleibt auf seinen Kosten sitzen (vgl. ebd., 92-117).

Die Blinden erscheinen in diesem Schwank zunächst als Opfer des Spottes, weil sie nicht bemerken, dass Eulenspiegel ihnen kein Geld gibt; im Verlauf der Geschichte wird aber deutlich, dass der Betrug an ihnen nur Mittel zum Zweck ist. Da Eulenspiegel schließlich Mitleid mit ihnen hat, sorgt er dafür, dass die Blinden aus ihrer misslichen Lage befreit werden. Es ist also hier das Motiv des Mitleids, das dem Spott ein Ende bereitet. Im Falle dieses Schwanks lassen sich nahezu alle von Deufert beschriebenen Normbereiche wiederfinden: Das Verhalten des Wirtes lässt sich in den Bereich der religiösen bzw. ethischen Normenverstöße einordnen, die Blinden verstoßen gegen rationale Normen (durch ihr einfältiges Verhalten). Eulenspiegel selbst begründet schließlich soziale Normen, nämlich Verantwortung für seine Streiche zu tragen und den Blinden zu helfen.

Die Geschichte von einem Betrüger, der vortäuscht, einer Gruppe von Blinden Almosen gegeben zu haben, findet sich in vielen Variationen in unterschiedlichen Ländern wieder. Zumeist geraten die Blinden in bösen Streit, weil jeder in der Gruppe denkt, der andere habe das Geld und wolle es für sich behalten (vgl. Uther 1981, 79). Schmidt gibt eine solche Erzählung aus dem Frankreich des 13. Jahrhunderts wieder (vgl. Schmidt 1929, 350). Eine Version des Schwanks taucht auch bei Johannes Pauli mit dem Titel: »Zwölf Blinden verzarten zwölf Guldin« (Pauli 1924 [1522], 358) auf. Dort begegnen die Blinden auf dem Weg nach Nürnberg einem Ritter; der Verlauf der Geschichte ist analog zum Schwank bei Hans Sachs (vgl. ebd., 358f.).

»Blinde Bettler«, »Blindenführer« und »getäuschte Blinde«

Uther gruppiert die Schwänke, die blinde Hauptdarsteller haben, in zwei Gruppen: Die Schwänke um Blinde und ihre Blindenführer (wozu der *Lazarillo* zu zählen wäre) und Schwänke mit »getäuschten Blinden« (wozu der Schwank um Eulenspiegel gezählt werden müsste) (vgl. Uther 1981, 73-83).

Selten sind Blinde die Klugen, Überlegenen in den Geschichten,⁷⁹

79 | Eine Ausnahme bildet ein Schwank von Martin Zeiller (1656), der sich auch im *Scheer-Geiger* findet: Ein blinder Mann vergräbt sein Erspartes von 500 Kronen auf dem Acker, sein Nachbar sieht dies und stiehlt

häufig treten sie entweder selber als Betrüger auf oder werden düpiert. Schmidt hält fest, dass Blindheit in dieser Art Literatur zumeist den Zweck habe, eine »komische Wirkung« (Schmidt 1929, 353) zu erzielen.

Dennoch gehen sowohl Schmidt (1929) als auch Uther (1981) davon aus, dass in vielen Schwänken neben Spott und Komik auch Leid und Mitleid ausgedrückt werden. Mitleid war im Zusammenhang mit Behinderung zu dieser Zeit durchaus ein Thema. So kommt es auch in einem Gedicht von Dante zur Sprache (1265-1321):

»An Ablassorten sieht man sie sich bücken
Erblindete, die dort zu betteln pflegen,
Und ihre Häupter aneinander drücken,
Weil sich das Mitleid schneller läßt bewegen
Durch solchen Anblick jammervoller Mienen,
Als wenn sich nur die Lippen bittend regen.«
(Dante, zit.n. Schmidt 1929, 352)

Hier erscheint das Mitleid als ambivalent: Es ist keine natürliche Reaktion, sondern wird von den blinden Bettlern bewusst erregt.

Eine andere Auffassung vertritt der Arzt Paracelsus (1493-1541), er lehnt jegliches Mitleid mit behinderten Menschen ab: »Mancher kommt eben mißgestalt zur Welt; sie verdienen kein Mitleid, »weil ihre eigene Natur sie hasset.« (Paracelsus, zit.n. Brittnacher 2005, 137)⁸⁰ Auch wenn es in den Schwänken, wie schon bei von Zimmern angesprochen, karitative Aspekte im Umgang mit Menschen mit Behinderung gab, hat Mitleid sicherlich nicht als zentrales Motiv zu gelten.

Im Schwank treten Blinde oftmals als Bettler oder Bettelmusikanten auf. Diese soziale Rolle nahmen sie wahrscheinlich auch in der sozialen Praxis ein. Uther stellt zudem fest, es gebe in den Schwänken eine »zunehmend negative Tendenz gegenüber blinden Bettlern« (Ut-

das Geld. Der Blinde aber verdächtigt den Nachbarn des Diebstahls und erzählt diesem, er habe 1000 Kronen, wovon er 500 schon an einen sicheren Ort gebracht habe. Der Nachbar rät ihm zu, den Rest auch dort zu verstecken, und legt die gestohlenen Kronen wieder in das Versteck, um sich später das Doppelte zu holen. Der Blinde findet sein Geld und ruft: »Gevatter, der Blinde sieht viel besser, als ihr mit euren zwei Augen« (Zeiller [1656], zit.n. Schmidt 1929, 352). In dieser Geschichte wird der Spieß also umgedreht: Der Blinde lacht schließlich über seinen falschen Nachbarn.

80 | Auch Paracelsus ging davon aus, dass Missbildungen auf den Teufel zurückzuführen seien (vgl. Enke 2000, 43ff.).

her 1981, 74). Auch Dressen meint, dass sich in den Fastnachtsspielen im 15. Jahrhundert Ausgrenzungswünsche verstärken:

»In früheren Spielen war der Vagant noch oft eine Figur, die schneller und gewitzter als andere schwierige Aufgaben löste. Wenn er auch oft verspottet wurde, besonders wenn er verkrüppelt war, so wird sich jetzt ausnahmslos distanziert.« (Dressen 1986, 159)

Auch dies entspricht der sozialen Praxis jener Zeit, hatte doch das Almosengeben noch im Mittelalter eine soziale Funktion und wurde daher nicht negativ bewertet. Da man glaubte, die Armen seien Gott näher, gab man ihnen für Fürbitten und Gebete Almosen. Ähnlich der Institution der Hofnarren diente das Betteln der Stabilisierung der gesellschaftlichen Ordnung bzw. der Festigung von Hierarchien zwischen Armen und Reichen. Blinde waren dabei besonders privilegiert; sie erhielten die meisten Almosen und das stärkste Mitgefühl. Seit dem 16. Jahrhundert wurden allerdings Bettelordnungen erlassen, die dieses stark einschränkten. Almosen waren fast überall nur noch für blinde Bettler erlaubt (vgl. Fandrey 1990, 27ff.). Aber auch für diese war die Situation vor allem in den Städten schwierig, wenn man Hans Sachs glauben will:

»Man hält uns darin für Verräter,
für Mordbrenner und Übeltäter;
man schilt uns Dieb und Bösewichter,
auch fahen [fangen, C. G.] uns die Bettelrichter
und legen uns in Bettelstock;
sie nehmen uns Mantel und Rock
und plagen wohl uns blinden Armen.«
(Sachs 1957 [1553], 94f.)

Rüttimann beschreibt, dass körperbehinderte Bettler ab dem 15. Jahrhundert von den Kircheneingängen und öffentlichen Plätzen verwiesen wurden (vgl. Rüttimann 1995, 50). Dass Blinde zunächst durch die Bettelordnungen der Städte privilegiert waren, führte dazu, dass viele Bettler Blindheit vortäuschten (vgl. Fandrey 1990, 27ff.). Luther bezeichnete diese Simulanten als »die grösten Gottes lesterer« (Luther [1528], zit.n. Uther 1981, 69).⁸¹ In den Städten wurden Gaunerverzeichnisse erstellt

81 | Dass Bettler ihre Behinderungen nur vortäuschen, thematisiert auch ein Schwank aus dem Jahr 1705: »Der Herzog von Lothringen befiehlt allen Edlen und Unedlen, ihre Pistolen (ohne Munition) zu nehmen

und untereinander ausgetauscht (vgl. Uther 1981, 70). Dagegen versuchte man zunehmend, behinderte Menschen zur Arbeit einzuspannen (so auch bei Busch; s.u.), zum Beispiel schreibt Santa Clara über den »Bettler-Narr«: »Dergleichen Narrn solt man führen, Zur Arbeit und mit Stoß kurieren.« (Santa Clara/Weigel 1978 [1709], 69)

Das Motiv der Blinden und ihres (in diesem Fall ebenfalls blinden) Führers hat Pieter Brueghel der Ältere (1528-1569) in seinem Bild *Parabel von den Blinden* (1568) festgehalten (siehe Abb. 6). Das Gemälde bezieht sich auf das Matthäus-Evangelium, wo es heißt: »Lasst sie, sie sind blinde Blindenführer! Wenn aber ein Blinder den andern führt, so fallen sie beide in die Grube.« (Matthäus 15,14) Dargestellt ist eine Gruppe blinder Bettelmusikanten. Sie gehen mit ihren Blindenstöcken hintereinander her. Durch eine Kette miteinander verbunden, suchen sie gemeinsam den Weg (siehe Abb. 6). Auch der erste der Männer, der Blindenführer, ist blind, weshalb die Gruppe ins Straucheln gerät. Blindheit ist hier zum einen metaphorisch zu verstehen. Sie wird als Blindheit des Geistes und Zeichen für Gottesferne verstanden. Die Moral lautet, man solle niemandem »blind« folgen. Zum anderen zeigt das Bild mit den Musikanten einen alltäglichen gesellschaftlichen Blick auf die Blindheit (vgl. Bertsch o.J.). »Man empfand am Blinden nicht nur das Unglück, sondern sah auch die drastische Komik, die mit der Hilflosigkeit verbunden ist.« (Ebd.) In dieser Interpretation scheint auch die Überlegenheit Motiv des Komischen zu sein: Der Sehende lacht, weil er sich den hilflosen, stolpernden Blinden überlegen fühlt.

Auch »Einäugige« werden in verschiedenen Schwänken bzw. Facetten thematisiert, so auch bei Poggio und Bebel. Bei Poggio heißt eine Facetie »Das arme Einauge«:

»Zu einer Zeit, wo in Florenz die Lebensmittel sehr teuer waren, kam ein armer einäugiger Mann auf den Markt, um ein paar Metzen Korn, wie er sagte, zu kaufen. Er fragte nach dem Preise und gab, als ihn ein anderer fragte, was die Metze koste, zur Antwort: »Teuer wie'n Auge!«, womit er sagen wollte, wie hoch der Preis sei.

und auf den in der Nähe von Brüssel lagernden Bettlerhaufen zu halten, so daß diese annehmen mußten, auf sie sollte das Feuer eröffnet werden. Die Reaktion ist vorauszuahnen. »Da hätte man sollen sehen, wie die Lahmen und Krummen so geschwind waren gesund worden, und über die Hecken wusten zu springen um sich zu salviren. Da wurden ein Haufen Krücken hinweg geworffen, daß man sich hat verwundern müssen [...]« (Uther 1981, 71).

Da sagte ein geriebener Bengel, der das gehört hatte: ›Warum schleppst du denn so'nen großen Sack mit dir 'rum wenn du bloss 'ne Matze kaufen kannst?‹« (Poggio 1905 [1438], 55f.)

Die Einäugigkeit des Mannes wird hier für ein Wortspiel benutzt. Es scheint auch typisch, dass sich ein Jugendlicher einmischt und so für den Spott sorgt, denn, wie schon ausgeführt, war es üblich, dass Menschen mit Behinderungen von Kindern und Jugendlichen auf der Straße verspottet und nachgemacht wurden. Poggios Facetien enthalten sich einer exponierten Moral, so dass es ihm in diesem Fall weniger um einen Normenverstoß als um den Witz in der Geschichte zu gehen scheint.



Abb. 6: Pieter Brueghel der Ältere: *Die Parabel von den Blinden* (*Der Sturz der Blinden*), Öl auf Holz, 1568, Museo Nazionale di Capodimonte, Neapel.

Auch Heinrich Bebel erzählt eine Facetie über einen einäugigen Mann, dem ebenfalls spöttisch geantwortet wird:

»Ein Einäugiger bekam ein schon ›überstampftes‹ Mädchen zum Eheweib und doch hatte er gemeint, es sei eine noch ganz reine Jungfrau. Als er des Handelns inne wurde, rupfte er ihr die Missetaten heftig auf, doch die Dirne meinte: ›Warum soll ich so gleich ganz und rein sein, während auch du nur ein gutes Auge hast?‹ – Da sagte der Mann: ›Diesen Schaden habe ich von den Feinden empfangen.‹ – ›Ich aber habe den meinen von guten Freunden‹, erklärte schlagfertig das Weib.« (Bebel [1508] in Amrain 1981, 23)⁸²

82 | Diese Facetie ist laut Amrain in ähnlicher Form später immer

Neben der Komik auf Kosten des Mannes zeigt sich hier die Lust am Derben, Obszönen und Sexuellen. Die Moral der Facetie könnte lauten: Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen.

Flögels *Geschichte der Hofnarren* (1789) erzählt ebenfalls eine Anekdote über einen einäugigen Narren. Bei der berühmten Leipziger Disputation zwischen Martin Luther und Johannes Eck im Jahr 1519 soll sich Folgendes ereignet haben: Doktor Luther und Doktor Eccius disputierten, und zu ihren Füßen saß ein einäugiger Narr. Die Hofleute hatten dem Narren eingeredet, die Disputation fände statt, um über die Hochzeit des Narren zu streiten, wobei Luther dafür, Eccius dagegen sei. Sobald Eccius etwas sagte, starrte ihn der Narr böse an. Eccius bemerkte dies, wusste aber nicht, was los war, und hielt dem Narren, damit er ihm »seinen Leibesfehler aufrücken⁸³ möchte« (Flögel 1789, 287f.), sein sehendes Auge zu. Der Narr wurde äußerst wütend, beschimpfte den Doktor aufs Heftigste und rannte wutentbrannt aus dem Zimmer, »worüber ein grosses Gelächter entstanden« (ebd.). Hier wird (ähnlich wie auch bei Hans Sachs) mit der Unwissenheit beider Parteien gespielt. Eine Moral wird nicht verkündet. Das Täuschen des Narren bleibt bei Flögel unkommentiert.

Es ließen sich noch weitere Schwänke über blinde Menschen aufzählen. Blinde und Sehbehinderte bzw. Einäugige sind beliebtes Sujet in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schwankliteratur. Sie werden in dieser Gattung vorwiegend in der sozialen Rolle des Bettlers dargestellt. Nur selten sind sie die schlaunen Protagonisten, zumeist werden sie dupiert und Opfer von Spott (vgl. auch Uther 1981). Dieser Spott fällt teilweise sehr bösartig aus, manchmal ist er aber auch eher harmlos.

wieder bei anderen Autoren aufgetaucht, zuletzt 1777 (vgl. Amrain 1981 [1907], 23).

83 | »Aufrücken«: jemandem seinen Fehler vorwerfen, den Fehler mit Tadel erwähnen.

3.2.3 Spott über Kropf und Kretinismus

Während sich Darstellungen blinder Menschen vor allem in der komischen Literatur finden, tauchen Menschen mit Kropf und Kretinismus in den Schwänken und Facetien gar nicht auf und nur gelegentlich in Scherzgedichten, sind dafür aber bildlich repräsentiert. Der bevorzugte Darstellungsmodus scheint sich also an der Sichtbarkeit der Behinderung zu orientieren.

Menschen mit Kröpfen und Kretinismus waren bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem in Jodmangelgebieten keine Seltenheit. Medizinische Erklärungen für ihre Symptome gab es lange nicht (vgl. Merke 1971).⁸⁴ Der Begriff ›Kretin‹ könnte vom französischen ›crétien‹, was ›Christ‹ bedeutet, abstammen (vgl. Lever 1992, 19), von ›creta‹ (Kreide) wegen der weißen Hautfarbe der Erkrankten oder von ›cre-tira‹ (Kreatur, Geschöpf, elendes Wesen) (vgl. Kobi o.J.). Eine Vielzahl von Beschreibungen der Menschen mit Kropf und Kretinismus gibt es in den Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts (vgl. Merke 1971, 184). In den darauffolgenden Jahrhunderten berichten viele Reisende und Ärzte vom Vorkommen von Kröpfen vor allem im schweizerischen Wallis, aber auch in Süddeutschland. Nicht alle Beschreibungen lassen sich in eine Verbindung mit dem Komischen setzen. Dennoch zeigen einige Darstellungen, dass das Lachen über den Kropf durchaus üblich war.

Bereits Cicero soll über seinen Gegner Batinus, der einen großen Kropf hatte, gespottet haben: »Was für ein aufgeblasener Redner!« (Cicero, zit.n. Nick 1861a, 196) Vor allem aus der frühen Renaissance sind karikaturistische Darstellungen von Menschen mit Kröpfen bekannt.

Der Begriff der Karikatur kommt von dem italienischen Verb ›caricare‹ (überladen) und meint die »satirisch-komische Darstellung von Menschen oder gesellschaftlichen Zuständen« (*Meyers Lexikon* 2007). Im Deutschen fand der Begriff erst im 18. Jahrhundert Eingang und ersetzte die Begriffe der Spott- und Zerrbilder. Als Spottbilder wurden Zeichnungen verstanden, die Gruppen oder Institutionen darstellten mit dem Ziel, sie »zu schmähen, bloßzustellen, zu verunglimpfen« (Ahlke o.J.). Als Zerrbilder wurden überladene, übertriebene Darstellungen von Personen bezeichnet. Die Karikatur (vor allem die politisch-kritische) soll durch Zuspitzung, bei der auch mit Klischees gearbeitet wird, zum Nachdenken anregen. Mensch-Tier-Vergleiche sind ein häufig verwendetes Stilmittel. Von ihrer Wirkung her können

84 | Jod wurde 1811 entdeckt, das Jod in der Schilddrüse erst 1896 (vgl. Merke 1971, 7ff.). Die Gabe von Jod(salz) zur Kropfprophylaxe wurde in der Schweiz erst im 20. Jahrhundert eingeführt (vgl. ebd., 48f.).



Abb. 7: Schule des Leonardo da Vinci, o. T. (Ausschnitt), lavierte Federzeichnung, um 1600, Biblioteca Ambrosiana, Mailand (Merke 1971, 329).

Karikaturen witzig, boshaft, komisch oder beleidigend, demagogisch oder seriös sein. Häufig wird diese Wirkung durch einen ergänzenden Text vertieft (vgl. ebd.).

Bei Abbildung 7 handelt es sich um einen Ausschnitt aus einer Federzeichnung mit sieben Karikaturen, die aus der Schule des Leonardo da Vinci stammt und Anfang des 16. Jahrhunderts angefertigt worden sein muss (vgl. Merke 1971, 329). Der Ausschnitt zeigt eine im Profil gezeichnete Person »mit tierähnlicher Physiognomie und Kropf«⁸⁵ (ebd.).

85 | Von da Vinci selber gibt es eine Reihe ähnlicher Zeichnungen, die von Holländer (1921a) ähnlich beschrieben werden. Da Vinci studierte in seinen Porträts den menschlichen Charakter und soll – so Zeitgenossen – begeistert gewesen sein, wenn er auffällige Physiognomien sah (vgl. Veltmann 1985, 37). Von Holländer werden diese Zeichnungen als Ursprung aller Karikaturen bezeichnet. »Die ursprünglichste Karikatur ist das Zerrbild des menschlichen Angesichts, die Fratze. Wenn davon die

Ihre Augen sind nicht zu erkennen, die Physiognomie insgesamt ist übertrieben gezeichnet (fliehende Stirn, hoher Kopf, höckerige Nase, offener Mund und wulstige Lippen). Die Wirkung auf den heutigen Betrachter ist sicherlich keine komische mehr – das Bild macht eher einen bedrückenden Eindruck. Hier zeigt sich, dass der Sinn für das Karikaturistische bzw. Komische historisch bedingt ist.



Abb. 8: Jusepe Ribera: Großer grotesker Kopf, Radierung, um 1622/1623, Uffizien, Florenz (Holländer 1921a, 153; Merke 1971, 330).

Ebenfalls eine Profildarstellung gibt es von Jusepe Ribera (1591-1652, siehe Abb. 8). Nach Ansicht von Eugen Holländer könnte es sich hier-

Rede ist, dass Malerfürsten, die die köstlichsten Idealgestalten schufen, gelegentlich auch die Neigung zeigten, den spröden Stoff äußerer Mißgestalt künstlerisch zu modeln, so wird man immer an erster Stelle an die Velasquezschen Zwerge und an des Lionardo da Vinci karikierte Köpfe denken.« (Holländer 1921a, 150)

bei statt um eine Person mit Kropf auch um jemanden mit Neurofibromen – also zunächst gutartigen Tumoren – handeln (vgl. Holländer 1921a, 151). Merke beschreibt das Bild als »Karikatur eines Mannes mit großem Hängekropf« (Merke 1971, 330). Auffallend an dieser Darstellung ist, dass die Figur mit den typischen Insignien des Narren gezeichnet wird (Gugel, Kragen), was Holländer so interpretiert: »Solche Male brachten zu jener Zeit dem Träger außer dem Spott noch den Verdacht teuflischer Gemeinschaft, und man tat deshalb gut daran, in das schützende Narrenkleid unterzutauchen.« (Holländer, 1921a, 151) Eines zeigt die Zeichnung deutlich: Körperliche und geistige Auffälligkeiten wurden mit Narrheit gleichgesetzt.

Auch eine Zeichnung aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von Jacob von Maerlant (ohne Abb.) bestätigt diese Gleichsetzung; dort wird ein kahlköpfiger Mann mit großem Kropf dargestellt, der eine Narrenkeule in der Hand hält (vgl. Merke 1971, 147f.).⁸⁶ Auch das *Reuener Musterbuch*⁸⁷ aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts enthält die Zeichnung eines Kretins mit drei Kröpfen und Narrenstab (ohne Abb., vgl. ebd., 279).

Auf eine ganz andere Art zeichnet um 1521 Hans Weidnitz einen Bauern mit Kropf zusammen mit seiner Frau (Abb. 9).⁸⁸ Es handelt sich dabei um einen Einblattholzchnitt mit dem Titel *Ülin Mair und sein Weib* (ebd., 331).

Zur Karikatur wird die Darstellung durch die übertrieben dick dargestellten Leiber und die ausgeprägten Gesichtszüge von Mair und seiner Frau. In dem zugehörigen Text kommt zunächst Ülin Mair zu Wort:

»Ich haiß Mair ülin von der linden
Wa mecht ma bösser kriegsma finden

86 | Der von Maerlant, einem niederländischen Volksdichter, verfasste Text zu der Miniatur lautet: »In Burgund/an einem Ende/gegen die Berge des Mont-Gieu/gibt es übermäßig viele Leute/mit einem Kropf unter der Kehle/so groß wie ein Kamelhöcker.« (Maerlant, zit.n. Merke 1971, 147)

87 | Es handelt sich dabei um die älteste in einer Handschrift gefundene Kretinismusdarstellung. Das Buch stammt wahrscheinlich aus der Schreiberschule des Klosters Reun in Österreich (vgl. Merke 1971, 279).

88 | Nach Angabe Merkes ist das Bild im Besitz des Landesmuseums Gotha. Dieses Museum gibt es nicht mehr, so dass der Verbleib des Bildes nicht geklärt werden konnte.

Bin wol gerüst mit spies und stangen
 Dei harnisch hab ich an mir hange».⁸⁹



Abb. 9: Hans Weidnitz: Ülin Mair und sein Weib,
 Einblattholzschnitt, um 1521, Gotha, Landesmuseum
 (mind. bis 1971; Merke 1971, 331).

Eine komische Wirkung soll hier durch den Kontrast zwischen bildlicher Darstellung und Beschreibung hervorgerufen werden. Im Text

89 | »Ich heiße Maier Ülin von der Linden,/wer möcht' 'nen bessren Kriegsmann finden./Bin wohl gerüstet mit Spieß und Stangen./den Harnisch hab ich an mir hängen«. Übertragung ins Hochdeutsche von C. G. mit freundlicher Unterstützung von Gerhard Sollbach, Historisches Institut an der Technischen Universität Dortmund.

wird Ülin Mair als starker, gut ausgerüsteter Kriegermann dargestellt, während die Zeichnung einen dicken, unbeweglich wirkenden Bauern mit Schwert und Mistförke zeigt. Hinter Ülin geht seine Frau, die im zweiten Abschnitt des Textes zu Wort kommt:

»Dazu trag ich gut wein und gantz
Und freg gar wol zu dissen hans
Damit vul ich in seinen kropf
das er mich dester basser schop«.⁹⁰

»Schop« heißt so viel wie hineinstoßen/hineinschieben (vgl. Hennig 2001). Es ließe sich mit »füllen, mästen, anschwellen« übersetzen, könnte aber auch im Sinne von »schwängern« gemeint sein (vgl. Sollbach am 15. September 2006, per E-Mail).

Um dieselbe Zeit wählte Albrecht Dürer (1471-1578) ein ähnliches Motiv. Auch er stellt ein Bauernpaar dar, wobei der Bauer ebenfalls einen Kropf auf der rechten Halsseite aufweist (Abb. 10). Bei dem Bild handelt es sich um eine aquarellierte, getuschte, undatierte Federzeichnung mit dem Titel *Verliebtes Bauernpaar* (vgl. Merke 1971, 330).⁹¹ Die Art der Darstellung ist weniger übertrieben als bei Weidnitz, das Paar ist aber ähnlich gekleidet und auch mit stark ausgeprägten Gesichtszügen gezeichnet. Beide Figuren umarmen sich, wobei die Bäuerin in seinen Mund greift. Da der Kropf häufig in ländlichen Gegenden auftrat, liegt es nahe, dass Bauern mit Kröpfen dargestellt werden. Da der Spott über Bauern zur Tradition des 16. Jahrhunderts (vgl. Becker 1957, 172) gehörte, diente der Kropf möglicherweise der Symbolisierung bäuerlicher Einfalt.

Ein satirisches Gedicht über einen Kürschner mit Kropf verfasste Hans Sachs 1554:

»Der kürsner mit dem kropfn
Drey kröpf ain kürsner an dem halse hette,
den ein schneider anrette,
Sprach: »Wie hast an deinem hals so viel kröpf,
Als ob du werst ein grober pinzger pauer?«

90 | »Dazu trag ich guten Wein und Gans,/und gebe sie gern zu diesem Hans./Damit füll ich ihm seinen Kropf,/damit er mich umso besser füllt.«

91 | Aus dem Jahr 1540 gibt es eine nahezu identische Darstellung von Hans Sebald Brahm, die jedoch nicht karikierend wirkt. Das Zeichnen von Bauernpaaren war ein beliebtes Thema zu jener Zeit.

der kirschner der sach sauer,
Sprach: ›Was irrn dich an meim hals die loskröpf?‹
Der schneide sprach:
›O thu gemach!
Mich erbarmt dein.
Ich wül dir darvon helffen, wiltüs leiden,
die kröpf vo hals dir schneiden,
das dü vort mehr der kröpf magst ledig sein.‹

Der kirschner sprach: ›Ich hab kaum überkümen.‹
Er fragt: ›Wo has tüs gnümen?‹
Der kirschner sprach: ›Das sag ich dir insgeheim:
Wenn man mir bringt marder, zobel, luchse,
Eltnis, bils oder fuchse,
Schönes felwerck, das kröpf hat, mir anheim
Und spricht durchhäus:
Klaubet heräus
Das schönst und best
und füttert mir draüs den rock oder schäuben,
So thu ich heraus klauben
Das best und behalt es in meinem rest.

Damit verbrem ich anderen auff glauben
Missen, koller und schauben.
Von den kröpfen ist mir mein hals so dick.
Wen ich in mest beim wein bey guten gsellen
Am Wein marck bey dem Krellen,
Da ich vil guter leckerbißlein schlick.
Darumb thust gehen
Imd laß mir sten
Main kröpf ohn graus!
Ich wolt, ir weren hundert.‹ Draus merck feine,
Das nicht schneider aleine,
Sondern auch kirscher werffen nach der maus.‹
(Sachs [1554], zit.n. Merke 1971, 272)

Der Kürschner hat einen großen, dreilappigen Kropf und wird dafür vom Schneider bedauert und mit den Pinzgauer Bauern verglichen. Der Kürschner erzählt, dass er auch bei vielen Tieren den Kropf weg-schneiden müsse. Außerdem glaubt er, der Kropf käme vom vielen gu-ten Essen und Trinken, weswegen er lieber hundert Kröpfe haben wol-

le. Merke beschreibt das Gedicht als ein »originelles Spruchgedicht«, das die Kropfoperationen satirisch kommentiert (vgl. ebd., 272).



Abb. 10: Albrecht Dürer: *Verliebtes Bauernpaar* (Ausschnitt), aquarellierte, getuschte Federzeichnung, o. Dat., Kunsthalle Bremen (Merke 1971, 330).

Neben den karikaturistischen Darstellungen von Personen mit Kropf und Kretinismus ist mir nur eine Beschreibung bekannt, in der das Lachen über diese direkt beschrieben wird. Der Mediziner Felix Platter beschreibt den Kropf und Kretinismus nach seinen Reisen in das Wallis. Platter berichtet in den *Observationes* über die Kinder, die er dort sieht:

»[S]ie haben außer der angeborenen Dummheit deformierte Köpfe, eine immense geschwollene Zunge und zeigen oft eine kropfige Kehle und einen entarteten Anblick: sie sitzen an den Wegen in der Sonne, Stäbchen zwischen den Fingern und von verkrüppeltem Körperbau; mit weit aufgesperrtem Mund verursachen sie bei den Vorübergehenden Gelächter und Staunen.« (Platter [1614], zit.n. Merke 1971, 183)

Interessant an dieser Beschreibung ist, dass es für Platter selbstverständlich scheint, dass Kinder mit Kropf und Kretinismus das Gelächter der Vorbeigehenden provozieren – sie rufen kein Mitleid hervor, sondern werden als komisch empfunden.

Der Kropf ist also beliebtes Sujet der Karikatur und Kunst; Gegen den mit endemischem Kropf sind Reiseziel der Forscher und Literaten der frühen Neuzeit. Neben dem medizinischen Interesse besteht ein Interesse an der ausgeprägten Physiognomie der Menschen mit Kropf. Mitleid für Kinder oder Erwachsene mit Kropf und Kretinismus wird nicht geäußert; eher scheint eine Lust an der Besichtigung und Darstellung des Exotischen ursächlich für die Beschäftigung mit dem Thema zu sein.

3.3 Komik und Behinderung im 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhundert

Die Analyse zeigt, dass zumindest Beschreibungen des Lachens über Behinderung ab dem 18. Jahrhundert seltener werden. Vor allem sind Menschen mit Behinderung nicht mehr als komische Figuren an den Höfen institutionalisiert. Dennoch gibt es auch für den Zeitraum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert Hinweise auf das Lachen über behinderte Menschen bzw. ihre komische Darstellung. Das soll im Folgenden zunächst anhand der Situation Kleinwüchsiger nach der Zeit der Hofzwerge gezeigt werden (3.3.1), anschließend werden konkrete Erfahrungen behinderter Menschen mit Spott, Komik und Lachen (3.3.2) und Beispiele aus der Literatur und dem Theater (3.3.3) skizziert.

3.3.1 Die Situation Kleinwüchsiger nach der Zeit der Hofzwerge

Kleinwüchsige Menschen sollen der Unterhaltung der schaulustigen Massen dienen, einerseits durch das Erzielen komischer Effekte, andererseits durch »Niedlichkeit« – dies gilt auch nach dem Ende ihrer Zeit an den europäischen Höfen: im Zirkus, dessen Sideshows und auf Jahrmärkten. Später treten kleine Menschen vor allem in den so genannten Freakshows⁹² oder in »Liliputanerstädten« (der europäischen Zoos) auf. Anfang des 20. Jahrhunderts hält Bayer dazu fest:

92 | Auf die Freaks und Freakshows wird hier aus zwei Gründen nicht eingegangen: Zum einen belegt die Forschung, dass sie eher nicht im Modus des Komischen, sondern im Modus des Exotischen und »Vergrößerten [aggrandized]« (Bogdan 1988, 97) agierten. Zum anderen gibt

»Nach und nach sanken die Zwerge in der Gunst der Vornehmen und mußten sich zu öffentlichen Schaustellungen bequemen. Sie zogen von Stadt zu Stadt und suchten aus der stiefmütterlichen Behandlung, die Mutter Natur ihnen angedeihen ließ, zum mindesten ein klingendes Kapital zu schlagen.« (Bayer 1906, 11)

Schon im 18. Jahrhundert traten Kleinwüchsige auf Veranstaltungen außerhalb der Höfe auf und konnten dadurch recht berühmt werden. Über einen Kleinwüchsigen namens Altenteil berichtet beispielsweise 1788 das *Journal des Luxus und der Mode*, er sei der »Liebling und Joujou« (Vulpus 1813, 52) der Pariser Damen, die sich mit ihm »amüsierten« (ebd.). Hervorgehoben wird, dass Altenteil mit »so vielen ausgezeichneten Talenten, und der Zwerghheit noch dazu« (ebd.) ausgestattet sei. Aus dem Jahr 1815 berichtet Vulpus von einem Zwerg, der in Holland zur Schau gestellt wurde (vgl. Vulpus 1816, 556).

Zunehmend aber weckte der Kleinwuchs im 19. Jahrhundert das Interesse der Medizin (siehe dazu Abschnitt 4.6.1). Dennoch galt es auch zu dieser Zeit, den kleinsten Zwerg vorzuführen, weshalb auf Plakaten und Annoncen häufig die Größe angegeben wurde. Eine Tageszeitung annoncierte den Gesangskomiker Jean Bregant als nur einen Viertel Zoll groß, da sie angeblich die Angabe des Managers für die Anzeigengröße als Angabe der Größe Bregants gedeutet hatte (vgl. Richards 1912, 54). Nach Angabe des amerikanischen Zeichners und Journalisten Richards, der mit dem Zirkus Barnum und seiner Sideshow um die Welt reiste und sich als Bregants Freund bezeichnet, war Bregant so klein, dass ein New Yorker Witzblatt über ihn schrieb, »wenn ihm ein Hühnerauge weh tue, glaube er, Kopfschmerzen zu haben« (ebd.). Witze über ihre Größe bleiben kleinwüchsigen Menschen also erhalten.⁹³ In den Zirkussen Ende des 19. Jahrhunderts hatten

es kaum zeitgenössische Literatur, die auf die Reaktionen auf diese Darbietungen und Zurschaustellungen und ggf. die Komik verweisen würde. Dennoch sei darauf hingewiesen, dass in den Freakshows und Zirkussen der Welt mit kleinen Menschen geworben wurde, so zum Beispiel in einer Zeitungsannonce 1922, die für »Prinzessin Elisabeth, die kleinste und zierlichste Dame der Welt, genannt die lebende Puppe« (www.lexi-tv.de/lexikon/thema.asp) warb. Ebenso bekannt wurde »Prinzessin Pauline«, die auch zum Objekt der Medizin wurde (vgl. Bollinger 1884, 866).

93 | Kleinwüchsige werden nicht immer ernst genommen. Theodore Roosevelt soll von der kleinwüchsigen Mrs. Tom-Thumb gesagt haben, sie sei der einzige »Darling«, auf den seine Frau nicht eifersüchtig sei (vgl. Richards 1912, 52). Richards war mit vielen Kleinwüchsigen aus Variété

›Zwerge‹ ähnlich wie bei den Höfen keine feste Funktion: Sie konnten Clown, Musiker oder Artist sein. Oft wurden sie schlicht wegen ihrer geringen Größe zur Schau gestellt. Der kleinwüchsige Clown ist bis Ende des 20. Jahrhunderts Bestandteil des Zirkus (zum Beispiel im Zirkus Krone). Für Müller stellt der Clown den säkularisierten Narren dar, der immer noch als Antitypus fungierend »nur mehr in kauziger Verkümmerng [den] wohlgebauten, muskulösen Prachtgestalten der Athleten und Akrobaten im Zirkus« (Müller 1996, 232) gegenüberstand. Ebenso gab es inszenierte Zwergenhochzeiten noch Anfang des 20. Jahrhunderts:

»Weiß sich der Side Show-Unternehmer keinen anderen Rat, um die Schaulust der Menge aufzustacheln, so inszeniert er etwa eine ›echte‹ Zwergenhochzeit unter Assistenz eines ›echten‹ Geistlichen, der natürlich von einem Angestellten des Unternehmens gemimt wird.« (Richards 1912, 51)

1905 wurde auf Coney Island, New York, mit ›Midget City‹ die erste Zwergenstadt der Welt eröffnet (vgl. ebd., 52). Richards, der mehrere Wochen dort verbrachte, beschreibt Midget City so: »Man fühlte sich in Gullivers Märchenwelt versetzt und ward nicht müde, das bunte Gewimmel der Kleinen zu betrachten.« (Ebd.) Neben Läden, Cafés, Restaurants, einer Feuerwehr etc. gab es auch dort Varietévorstellungen, in denen Kleinwüchsige als Artisten oder Komiker auftraten, und Kabinette, die zum Beispiel »ein in Midget City geborenes Zwergbaby« (ebd., 53) zeigten. Auch in Deutschland wurden so genannte Liliputannerstädte gegründet, zum Beispiel im Berliner Zoo.

Zwerge bzw. Kleinwüchsige wurden und werden auch in anderen Kulturen (zum Beispiel in Indien) als komische Figuren aufgefasst, so dass Siegel sie als »allgemein übliche komische Person[en]« (Siegel 1987, 296) bezeichnet. Manchmal aber scheint die Gleichsetzung von Auffälligkeiten mit dem Teufel erhalten zu bleiben. Richards berichtet von den Kleinwüchsigen Mihaly und Kohary, die in Rumänien zu Beginn des 20. Jahrhunderts »von einem fanatischen Publikum, das sie für Geschöpfe des Teufels hielt, mitsamt dem Zelte, in dem sie auftraten, verbrannt worden« (ebd.) waren.

und Zirkus befreundet und berichtet, dass zumindest in Amerika das Verhalten der Bevölkerung gegenüber Kleinwüchsigen positiv sei und sie als »vollwertige Bürger« (ebd., 57) respektiert würden. Richards will die Zwerge deshalb nicht im Kapitel über die »Abnormitäten« (ebd., 49) behandeln, in dem diverse Schausteller mit körperlichen Auffälligkeiten beschrieben werden.

3.3.2 Konkrete Erfahrungen: Zitronenjette und Max Herrmann-Neisse

Dass Menschen mit Behinderung auch nach der Zeit der Hofnarren und -zwerge auf der Straße Objekt von Komik und Spott sind, zeigen unter anderem die Beispiele von Johanne Henriette Marie Müller und dem Dichter Herrmann-Neisse – zwei der wenigen dokumentierten Fälle.

Johanne Henriette Marie Müller (1841-1916) wurde als ›Zitronenjette‹ Opfer des Spottes. Sie zog mit einem Korb voller Zitronen zum Verkauf durch Hamburgs Straßen und Kneipen und war als Hamburger Original bekannt. Ihr Biograf Paul Möhring⁹⁴ schreibt, es habe in Hamburg immer schon

»diese komisch wirkenden Straßenfiguren [gegeben], diese drolligen Käuze und possierlichen Gestalten, die Abwechslung, Leben und Lachen in den grauen Alltag brachten und die in manchen Fällen, bewußt und unbewußt, zur Bereicherung des gesunden Hamburger Volkshumors beigetragen haben« (Möhring 1946, 3).

Möhring kannte Henriette Müller nicht persönlich, berichtet aber davon, dass es zu seiner Zeit noch viele Berichte älterer Hamburger über ›Zitronenjette‹ gegeben habe. Die Informationen zu seiner Biografie entnimmt er den Akten der damaligen ›Irrenanstalt‹ Friedrichsberg, Zeitungsausschnitten und Augenzeugenberichten (vgl. ebd., 6ff.). Nach diesen Berichten war ›Zitronenjette‹ nur 1,32 Meter groß und von auffälliger Physiognomie (vgl. ebd., 18). Möhring schreibt, sie sei zwar nicht »schwachsinnig«, wohl aber »in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung stark zurückgeblieben, [...] eine Art Kretin« (ebd., 29). Henriette Müller wurde Erzählungen zufolge ständig Opfer bzw. »Zielscheibe von spöttischen Bemerkungen« (ebd., 19). Vor allem unter der Hamburger Jugend habe sie viel zu leiden gehabt:

»Sie neckten sie, riefen ihr Schimpf- und Schmähworte zu, rissen ihr oftmals die Decke vom Korb und sollen sogar den Inhalt desselben auf eine nicht gerade anständige Weise und mit nicht immer ganz anständigen Gegenständen und Flüssigkeiten beschmutzt haben.« (Ebd., 19)

94 | Möhring legt Wert darauf, dass er in seinem Theaterstück über ›Zitronenjette‹ vermeide, »diese Frau als Karikatur darzustellen oder sie nur als ›komische Person‹, die sie in Wirklichkeit gar nicht war, zu schildern« (Möhring 1946, 8).

Oft benötigte sie – so die Schilderungen – den Schutz vorbeikommender Erwachsener, die gegen die Jugendlichen einschritten. Möhring fährt fort:

»Wenn sie am späten Nachmittag vom Graskeller nach Hause ging, hatte sie stets eine Horde Kinder hinter sich, die ihr bis zur Wohnung folgten; sie rissen sie hinten am Rock, zogen an ihrem Korb und verhöhnten sie mit derben und manchmal recht ungehörigen Zurufen.« (Ebd.)

Möhring zufolge ist Henriette Müller aufgrund ihres auffallenden Äußeren und ihres starken Alkoholkonsums nicht ganz unschuldig an diesen Verspottungen gewesen (vgl. ebd., 20). In den Hamburger Kneipen war es demnach üblich, ihr alkoholische Getränke zu spendieren und »allerlei Scherz und Unfug« (ebd., 21) mit ihr zu treiben. »Die Hänseleien der Jugend und die manchmal recht weit gehenden Scherze der Erwachsenen, besonders wenn sie angetrunken war, machten ihr vielen Kummer.« (Ebd., 23) 1894 wurde Henriette Müller schließlich von der Polizei in die Anstalt Friedrichsberg eingeliefert. Ein Bild des Malers und Illustrators Oskar Herrfurth (1862-1934) zeigt eine Szene, in der Kinder oder Jugendliche hinter ihr herlaufen (Abb. 11). Während diese sichtlich ihren Spaß daran haben, scheint Henriette Müller ihre Hand um eine Zitrone zu ballen. Ihr Gesichtsausdruck verrät, dass sie traurig oder verärgert über das Verhalten ist.

Auch der expressionistische Dichter Max Herrmann-Neisse (1886-1941) wird Ende des 19. Jahrhunderts zum Opfer des Spottes seiner Mitschüler. Herrmann-Neisse war körperlich behindert bzw. wies eine »gewisse Mißbildung [des] Körpers, eine mählich wachsende Rückgratsverkrümmung« (Herrmann-Neisse 1988, 455) auf. In seiner »Selbstbiografie« von 1927 schreibt er, seine ersten Gedichte seien »dem Leiden unter meinem körperhaften Mißgeschick und unter der üblichen Brutalität meiner Mitschüler gegen den wehrlosen Buckligen« entsprungen (Herrmann-Neisse 1927, 173). Davon zeugen auch die ersten Zeilen des Gedichts »Der Krüppel«:

»Den blassen, siechen Knaben ...?
Was soll der bei Jubel und Lust?
Der kann ja nicht tollend und trabend
Mit seiner wunden Brust?
Den bleichen, häßlichen Knaben ...?
Der passt nicht ins frohe Bild!
Den wollen die Mädels nicht haben,

Der ist ja nicht fesch und nicht wild!«
(Herrmann-Neisse in: Schuhmann 2003, 19)

Geht man davon aus, dass es sich um eine Selbstbeschreibung handelt, wird hier deutlich, dass sich Herrmann-Neisse in der sozialen Position des Außenseiters sieht. Er leidet unter dem mangelnden Verständnis



Abb. 11: Oskar Herrfurth: Citronenjette, um 1930, Museum für Hamburgische Geschichte (Möhring 1946, 19).

seiner Umgebung, durch das er zum Opfer von rohem Spott wird. Den Spott und das Lachen versteht er als Gewalt (vgl. Herrmann-Neisse 1988, 455). Während er in seiner Grundschulzeit unter dem Schutz der Lehrer steht, ändert sich die Lage mit Eintritt in das Gymnasium:

»[I]ch war zum ersten Mal in meinem Leben der brutalen Wirklichkeit einer menschlichen Gesellschaft ausgesetzt, in der körperliche Übermacht entschied und die hemmungslos ihr Mütchen an dem Schwächeren kühlte, ich lernte zum ersten Mal am eigenen Leibe kennen, was rohe Gewalt ist und wessen sie fähig ist.« (Ebd., 457f.)

Körperliche Überlegenheit wird hier als ein Grund für das Spotten und Verhöhnern genannt und war auch Voraussetzung für die Misshandlungen, denen er in der Schule ausgesetzt war:

»Man zwang mich zu entwürdigenden Kunststücken, man ließ mich während der Pause am Hofe in einer Ecke stehen, mit einem Stück Holz in der Hand, ein Gegenstand des Gelächters, man bürdete mir Lasten auf, die ich kaum schleppen konnte.« (Ebd., 558)

Seine Mitschüler hätten, so stellt Herrmann-Neisse fest, »sichtlich selbst zuviel Freud an der grausamen Prozedur« (ebd.) gehabt.

3.3.3 Literarische Quellen

In der Literatur nach 1700 tauchen bis 1920 komische Behinderungen auf. Sie sind jedoch deutlich seltener vertreten als in den Schwänken und Facetien des Mittelalters.

Vor allem Wilhelm Busch (1832-1908) stellt in seinen komischen Gedichten immer wieder Menschen mit Behinderung vor, zum Beispiel in »Unbeliebtes Wunder« (um 1898), das von einer lahmen Frau und ihrem blinden Mann handelt. Die Kombination eines blinden mit einem lahmen Menschen war im Rahmen komischer Darstellungen von Behinderung lange ein beliebtes literarisches Sujet.⁹⁵ Der Stoff

95 | Georg Christoph Lichtenberg macht aus dieser Kombination im 18. Jahrhundert einen Wortwitz: »Wie geht's, sagte ein blinder zum lahmen, Wie sie sehen, antwortete der lahme.« (Lichtenberg 2005 [1772-1775], E 382) Freud interpretiert diesen Witz als Witz mit einem Doppelsinn, bei dem die abgeschwächten Metaphern des Sehens und Gehens in ihrer vollen Bedeutung verstanden werden (vgl. Freud 1905/2004, 50). Auch weitere Behinderungen werden zum Zwecke der Komik zusammengebracht,

wurde in Europa erstmals im 15. Jahrhundert beschrieben, wo er in den Schwänken populär war (vgl. Uther 1981, 74). Das Motiv gibt es aber auch in der griechisch-römischen, jüdischen, indischen und arabischen Überlieferung (vgl. ebd., 128). Auch Christian Fürchtegott Gellert schreibt im 18. Jahrhundert ein Gedicht, in dem er die alten Schwänke aufgreift. Ein Lahmer und ein Blinder tun sich dort zusammen, um sich gegenseitig mit ihren Stärken zu ergänzen. Gellerts Gedicht dient aber nicht der komischen Darstellung, sondern transportiert eine Moral: »Aus dieser Unvollkommenheit/Entspringet die Geselligkeit.« (Gellert 1774, 319) Bei Wilhelm Busch bekommt die Kombination eines blinden Mannes mit seiner lahmen Frau deutlich groteske Züge.

»Unbeliebtes Wunder

In Tours, zu Martin Bischofs Zeit,
 Gab's Krüppel viel und Bettelleut.
 Darunter auch ein Ehepaar,
 Was glücklich und zufrieden war.
 Er, sonst gesund, war blind und stumm;
 Sie sehend, aber lahm und krumm
 An jedem Glied, bis auf die Zunge
 Und eine unverletzte Lunge.

Das paßte schön. Sie reitet ihn
 Und, selbstverständlich, leitet ihn
 Als ein geduldig Satteltier,
 Sie obenauf, er unter ihr,
 Ganz einfach mit geringer Müh,

so erzählt Wander folgenden Witz: »Ein Einäugiger ward von einem der so gross/dass er aufrecht unter einem Tisch durchlauffen könt/verspottet/in dem er zu ihm also sagt: Du hättest noch wol ein Aug vonnöthen./Jawol zwei/sagt der Einäugige/wenn ich einen solchen grossen Riesen/als du bist, recht sehen soll.« (Wander 1964 [1873], Bd. 5, 93) Bei Vulpius (1812) steht folgender Vorschlag, der sich ironisch gegen die Ehe richtet: »Ein blinder Mann und eine stumme Frau, das müßte die beste Ehe geben!« (Vulpius 1812, 373) Dieser Ausspruch wird von Vulpius in eine Geschichte eingebettet: In einer Kneipe sitzt ein blinder Mann, begleitet von seiner Tochter, und spielt Harfe. Ein Wachtmeister sieht die Szene und kommentiert sie wie oben zitiert. Der Schalksnarr des Erzbischofs von Magdeburg, der in der Kneipe anwesend gewesen sein soll, soll sich schließlich an dem Wachmann für den Spruch gerächt haben (vgl. ebd., 373ff.).

Bloß durch die Worte Hott und Hü,
Bald so, bald so, vor allen Dingen
Dahin, wo grad die Leute gingen.

Fast jeder, der's noch nicht gesehn,
Bleibt unwillkürlich stille stehn,
Ruft: ›Lieber Gott, was ist denn das?‹
Greift in den Sack, gibt ihnen was
Und denkt noch lange gern und heiter
An dieses Roß und diesen Reiter.
So hätten denn gewiß die zwei
Durch fortgesetzte Bettelei,
Vereint in solcherlei Gestalt,
Auch ferner ihren Unterhalt,
Ja, ein Vermögen sich erworben,
Wär' Bischof Martin nicht gestorben.

Als dieser nun gestorben war,
Legt man ihn auf die Totenbahr
Und tät' ihn unter Weheklagen
Fein langsam nach dem Dome tragen
Zu seiner wohlverdienten Ruh.
Und sieh, ein Wunder trug sich zu.
Da, wo der Zug vorüber kam,
Wer irgend blind, wer irgend lahm,
Der fühlte sich sogleich genesen,
Als ob er niemals krank gewesen.

Oh, wie erschrak die lahme Frau!
Von weitem schon sah sie's genau
Weil sie hoch oben, wie gewohnt,
Auf des Gemahles Rücken thront.
›Lauf, rief sie, laufe schnell von hinnen,
Damit wir noch beizeit entrinnen.‹
Er läuft, er stößt an einen Stein,
Er fällt und bricht beinah ein Bein.

Die Prozession ist auch schon da.
Sie zieht vorbei. Der Blinde sah,
Die Lahme, ebenfalls kuriert,
Kann gehn, als wie mit Öl geschmiert,

Und beide sind wie neugeboren
 Und kratzen sich verdutzt die Ohren.
 Jetzt fragt es sich: Was aber nun?
 Wer leben will, der muß was tun.
 Denn wer kein Geld sein eigen nennt
 Und hat zum Betteln kein Talent
 Und hält zum Stehlen sich zu fein
 Und mag auch nicht im Kloster sein,
 Der ist fürwahr nicht zu beneiden.
 Das überlegten sich die beiden.
 Sie, sehr begabt, wird eine fescche
 Gesuchte Plätterin der Wäsche.
 Er, mehr beschränkt, nahm eine Axt
 Und spaltet Klötze, daß es knackst,
 Von Morgens früh bin in die Nacht
 Das hat Sankt Martin gut gemacht.«
 (Busch 1973, 396ff.)

Busch orientiert sich an den oben genannten Schwänken. Die älteren Geschichten berichten auf unterschiedliche Art und Weise von der Heilung der beiden (vgl. Uther 1981, 74f.). Bei Busch wird eine Moral transportiert, die auf die Faulheit der Menschen abzielt: Sankt Martin sorgt dafür, dass beide aus eigener Kraft ihren Lebensunterhalt verdienen und nicht mehr betteln. Durch die paradoxe Situation, dass der Mann und die Frau wider ihren Willen geheilt werden, aber auch durch ihre Charakterisierung entsteht die Komik in dem Gedicht.

Komisch wirkt auch Buschs Geschichte über den buckligen Jakob Niedermaier. Wo der listige Narr früherer Zeiten nicht gehängt wird, weil er sich nicht für einen Baum entscheiden kann,⁹⁶ kann Niedermaier wegen seines Buckels nicht geköpft werden.

96 | Seit dem 12. Jahrhundert gibt es die Fabel von Salomon und Markolf (vgl. Hagen 1811, 500). Der Narr Markolf wird in der Geschichte als »schnöde und ungestalt« (ebd., 217) beschrieben, als »kurz und dick« mit einer »fleischlichte[n] höckerichte[n] Nase«, »ein ekelicht Angesicht« (ebd.). Ähnlich wird er bereits im 15. Jahrhundert zusammen mit seiner Frau Bolikana dargestellt (Abb. in Mezger 1981, 46). Markolf disputiert mit dem schönen und weisen König Salomon, bis schließlich eine Wache fragt: »Wie schändet der Narr unsern König! Warum schlägt man ihn nicht mit einem Stecken und treibt ihn hinaus?« (Hagen 1811, 236) Schließlich soll Markolf gehängt werden, bittet sich aber aus, den schönsten Baum dafür

Abscheu gegenüber dem ›Ungeheuer‹ und Komik verbinden sich in der Geschichte von Jakob Niedermaier.

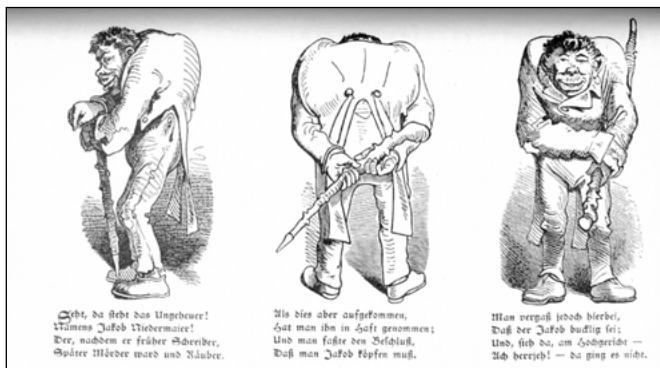


Abb. 12: Wilhelm Busch: Jakob Niedermaier, Zeichnung (Würtz 1932, 219).

Es gibt aber auch Beispiele für ein Lachen, das die Verhältnisse umdreht. Zwei Beispiele – eine Anekdote und ein Gedicht – sollen nicht unerwähnt bleiben. Hier sind es die behinderten Menschen, die über einen Nichtbehinderten lachen. Die Geschichten erlauben einen Blick auf die Verhältnisse von Mehrheiten und Minderheiten angesichts des Spottes, spielen mit Normen und Regelverstößen und verdeutlichen auf humoristische Weise, was mit dem Lachen über die Regelwidrigkeiten gemeint ist. Zudem liefern sie einen weiteren möglichen Grund für das Lachen, der in den Theorien des Komischen kaum direkt benannt wird: Menschen lachen demnach über das Unbekannte, Fremde, das sie nicht verstehen. Folgende Anekdote erzählt Karl Julius Weber:

»Man sollte bei Mängeln oder eigentlich Überfluß, wie Dicke, Buckel, Kropf z. c. so christlich denken, als Kenßlers Pfarrer der Alpen, der seine liebe dickkröpfige Gemeinde, selbst reichlich versehen, beim Gelächter über einen in die Kirche tretenden Reisenden ohne Kropf liebe reich vermählte, die natürlichen Gebrechen des Nächsten nicht zu verspotten, vielmehr dem Himmel für die Zierde zu danken, die diesem armen Fremdling versagt sei.« (Weber 1868 [1832], Bd. I, 194)

Die Alpengemeinde lacht hier über den Fremden, der als einziger

aussuchen zu dürfen, den er natürlich nicht findet, so dass er als Knecht bei Hofe bleiben darf (vgl. ebd., 166ff.).

keinen Kropf hat und deshalb als abweichend auffällt. Dies wird vom Pfarrer humorvoll kommentiert, indem er den fehlenden Kropf als Mangel und Gebrechen bezeichnet.

Auch das zweite Beispiel, ein sozialkritisches Gedicht von Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769) aus dem Jahre 1746, dreht das Spotten der Nichtbehinderten über Behinderte um:

»*Das Land der Hinkenden*

Vorzeiten gabs ein kleines Land
 Worinn man keinen Menschen fand,
 Der nicht gestottert, wenn er redte,
 nicht, wann er gieng, gehinket hätte;
 Denn beydes hielt man für galant.
 Ein Fremder sah den Uebelstand;
 Hier, dacht er, wird man dich im Gehen bewundern müssen,
 Und ging einher mit steiffen Füßen.
 Er gieng, ein jeder sah ihn an,
 Und alle lachten, die ihn sahn,
 Und jeder blieb vor Lachen stehen,
 Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
 Den Vorwurf von sich abzulehnen.
 Ihr, rief er; hinkt; ich aber nicht;
 Den gang müsst ihr euch abgewöhnen.
 Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
 Da man den Fremden sprechen hört:
 Er stammelt nicht; Genug zur Schande!
 Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
 Den wir von Jugend auf gesehn.
 Vergebens wirds ein Kluger wagen,
 Und, dass wir töricht sind, uns sagen.
 Wir selber halten ihn dafür,
 Bloß, weil er klüger ist, als wir.«
 (Gellert 1774 [1746], 74f.)

Gellert macht deutlich, was Ursache für den Spott ist: Nicht die Behinderung an sich, sondern das von der Mehrheit abweichende Verhalten (oder die Gestalt) bzw. die gesellschaftlichen Verhaltensregeln und die

damit verbundenen normativen Erwartungen. Der scheinbar überlegene Fremde wird zum Gespött im Land der Hinkenden, weil seine Rede und sein Gang als auffällig wahrgenommen werden. Einerseits vertritt Gellert hier einen vergleichsweise modernen Behinderungsbegriff, da er Behinderung als relational und relativ betrachtet, auf der anderen Seite widerlegt seine Moral diese moderne Sicht.

3.4 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Unterschiedlichste Behinderungen sind in Mittelalter und Renaissance Objekte komischer Darstellungen, die der Unterhaltung dienen, gleichzeitig aber auch eine Moral transportieren bzw. eine metaphorische Einsicht verkünden können. Das Lachen kann dabei verschiedene Funktionen bzw. Ursachen haben: Es kann aggressiv oder überlegen sein oder eine entlastende Funktion haben. Das Lachen über Menschen mit Behinderungen ist durchgängiges Thema des Komischen vom frühen Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert. Gibt es zunächst das Lachen über die natürlichen Narren an den Höfen, häufen sich vor allem im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit Belege für das ›literarische‹ Lachen über Behinderungen. In Frage gestellt wird dieses Lachen kaum.

In den Anekdoten des Grafen von Zimmern, aber auch in den Facetien und Schwänken ist der natürliche Narr ebenso wie andere Menschen mit Behinderung kaum Subjekt des Lachens, sondern meist sein Objekt. Nur den künstlichen Narren kommt eine Subjektfunktion zu: Sie treiben Schimpf und unterhalten als Imitatoren der natürlichen Narren.⁹⁷ Nach Ansicht von Malke bieten die natürlichen Narren des Mittelalters einen »*lächerlichen* Anblick« (Malke 2001, 12), während die Schalksnarren mit ihren Sprüchen für Erheiterung sorgen. Und Ruth von Bernuth hält fest: »Doch während die Schalksnarren mit dem Publikum interagieren, es in ihre Inszenierungen einbinden, dienen die natürlichen Narren lediglich als Lachanlaß.« (Bernuth 2003, 51; ebenso: Schönwiese 2001, o. S.; Schönwiese/Mürner 2005, 102) Foucault beschreibt, dass der ›Wahnsinn‹ für den ›Weisen‹ (hier verweist er implizit auf die Kontrasttheorien) »Objekt [wird], und dies auf die schlimmste Art, denn er wird Gegenstand seines Lachens« (Foucault

97 | Ein künstlicher Narr musste sich nach Meinung von Langenbach-Flore aber »um das Erniedrigende seiner Situation zu überwinden, stets vor Augen halten, daß er ja nur verlacht wurde, weil er einen ›natural‹ imitierte« (Langenbach-Flore 1994, 31).

1973a, 48). Barwig und Schmitz konstatieren, dass Menschen mit Behinderung im Mittelalter »zum Objekt mitleidslosen Spottes durch Kinder und Erwachsene«⁹⁸ (Barwig/Schmitz 1990, 220) werden.

In der literarischen Darstellung blinder Menschen sind der Spott und das Lachen als äußerst aggressiv bzw. gewaltförmig zu bezeichnen: Sie werden geschlagen, herabgesetzt und verhöhnt (zum Beispiel beim so genannten Schweinestechen oder im *Lazarillo*). Noch deutlicher als die Narren spielen sie die Rolle des Unterlegenen.

Die Rolle behinderter Menschen ist also überwiegend passiv: Sie sind Objekt der Komik und des Spottes. Der Literaturwissenschaftlerin Langenbach-Flore zufolge würde dabei

»ein geistig behinderter ›natural‹ [natürlicher Narr, C. G.] kaum die erniedrigende Stellung gespürt haben, wohingegen manch ein lediglich körperlich Deformierter möglicherweise unter dem ihm entgegengebrachten Hohn und Spott gelitten haben mag« (Langenbach-Flore 1994, 31).

Diese fragwürdige Auffassung zeigt meines Erachtens die Stereotypen des 20. Jahrhunderts über geistig behinderte Menschen und sagt deshalb wenig bzw. gar nichts über die tatsächlich vorhandenen Gefühle behinderter Menschen im Mittelalter aus. Richtig ist hingegen, dass behinderte Menschen selten selber einen Witz machen. Dass sie selber lachen oder mitlachen, wird in keiner Quelle ausgeführt. Erwähnt wird aber, dass natürliche Narren fortlaufen oder sich mit ihren Keulen gegen Angriffe zur Wehr setzen (vermutlich einerseits weil ihnen die verbalen Mittel fehlen, andererseits weil die Beschimpfungen und Angriffe so massiv sind, dass ihnen nichts anderes übrig bleibt). Häßler und Häßler halten in ihrer (insgesamt sehr knappen Analyse der Geschichte Geistigbehinderter) zwar fest:

»Der Schwachsinnige war am Hofe den derben Späßen der Hofgesellschaft ausgeliefert, gegen die er sich mit Worten, Gebärden und gelegentlich auch mit Handgreiflichkeiten zu wehren wusste. Der Schwachsinnige in der Stadt oder auf dem Lande konnte sich gegen die Verspottung und Belästigungen, insbesondere durch Kinder und Jugendliche, nur durch

98 | Spott und Mitleid scheinen sich demnach auszuschließen. Dies deutet sich bereits in der (auch im Mittelalter rezipierten) Theorie von Aristoteles an, der zufolge nur über das unschädliche Hässliche gelacht werden dürfe. Deswegen lasse sich das Lachen über den Prügelknaben »nur durch mangelnde Zuneigung und mangelndes Mitgefühl mit dem Leidtragenden« (Langenbach-Flore 1994, 46) erklären.

die Flucht, das Verstecken oder eben auch durch Schläge wehren. [...] Manche Schilderung hebt die Bösigkeit der Narren gegen Neckerei und Verspottung hervor. Welches Maß an Grausamkeit hierbei oft entwickelt wurde, bleibt im Dunkeln.« (Häßler/Häßler 2005, 23)

Jedoch ist nur letzterem Aspekt ohne weiteres zuzustimmen. Auch am Beispiel der *Chronik der Grafen von Zimmern* wird deutlich, dass nicht festzustellen ist, wie grausam und brutal das ›Vexieren‹ wirklich ist. Dass die natürlichen Narren an den Höfen, bei Häßler und Häßler »Schwachsinnige« (für diese Epoche übrigens kein passender Begriff), sich mit Worten wehren, ist durchaus denkbar und möglich, historisch meines Wissens aber nicht belegt. Auch kann man aus den vorhandenen Quellen nicht schließen, ob sich die Narren an den Höfen besser als diejenigen auf den Straßen zu wehren wissen.

Die Funktion der institutionalisierten Hofnarren, die gesellschaftliche (Stände-)Ordnung zu stabilisieren, wird durch ihre komische Funktion unterstützt. Dabei dient das Komische sowohl der Grenzüberschreitung als auch im Gegenteil der Festigung von Grenzen, je nachdem, wer über wen lacht: »Wo lacht der [...] wilde Harlekin und wo wird der verkrüppelte und betrunkene Hofnarr verspottet?« (Dresen 1986, 149) Bei den natürlichen Narren handelt es sich nicht um den selbstbewussten, aktiven Part, sondern um passive Objekte des Lachens und des Spottes. Daraus kann man schließen, dass das Lachen über behinderte Menschen in Mittelalter und früher Neuzeit der Limitierung und Begrenzung dient. Es grenzt aus mit dem Ziel, eine Ordnung herzustellen bzw. zu festigen. Die Begrenzung kann sich dabei einerseits auf das belachte Objekt beziehen (zum Beispiel den blinden Bettler), andererseits zielt der Versuch der Stabilisierung einer Ordnung auf andere Stände: So richtet sich die moralische und gesellschaftliche Kritik des Lachens (zum Beispiel in den Facetien) häufig an den Klerus und dessen unmoralischen Lebenswandel. Geißelt werden allgemeine menschliche Schwächen wie Gottesferne, Eitelkeit oder Materialismus.⁹⁹ In vielen Schwänken und Facetien dient das Lachen dem Transportieren einer Moral und hat damit ein übergeordnetes Motiv. Im limitierenden Lachen werden also gesellschaftliche, religiöse oder soziale Normen vermittelt.

99 | Auch Braungart stellt für die Umgangsformen des Adels fest: In der höfischen Gesellschaft ist »das Lächerliche eine der schärfsten Sanktionsmöglichkeiten gegenüber der Abweichung von geltenden sozial-kommunikativen Normen. Wer sich lächerlich macht, ist sozial ›tot‹« (Braungart 1996, 230).

Auch nach Ansicht von Schümer dient die Verspottung von Außenstehern der Bestätigung der »Ordnung der Dinge« (Schümer 2002, 852). Dass sie die Ordnung scheinbar durchbrechen (»scheinbar« deshalb, weil sie ein institutionalisierter Bestandteil dieser Ordnung sind), dient gleichzeitig der Grenzziehung und Disziplinierung. Kobi glaubt, es könne sich jedoch um eine »Form unreflektierter ›Primär-Integration«« (Kobi o.J.) handeln, bei der es scheine, »dass derber Spaß eine elementare Variante eines positiven (d.h. existenzbestätigenden, wenngleich nicht pfleglichen) Umgangs mit Geistiger Behinderung darstellt« (ebd.).

Die Unterschiede im Lachen ergeben sich auch aus den verschiedenen Funktionen der komischen Repräsentationen. Das Lachen kann Ausdruck der Unterhaltung oder Belustigung sein oder der Ordnung und Grenzziehung dienen. Es kann aber auch schlicht als ein überlegenes, aggressives Verlachen verstanden werden.

Langenbach-Flore unterscheidet entsprechend der jeweiligen Funktion den Narren »als Unterhalter, als Prügelknabe und als Maskottchen« (Langenbach-Flore 1994, 46). Die bisherigen Analysen haben gezeigt, dass der natürliche Narr vorwiegend die letzten beiden Rollenfunktionen übernimmt. Er ist »Maskottchen« (Statussymbol) oder dient als »Prügelknabe«. Natürliche Narren werden gesammelt.

Der »Prügelknabe« ist nur teilweise metaphorisch zu verstehen. Natürliche Narren werden geschlagen, mit Steinen und Dreck beworfen und bespuckt. Die Reaktion der Anwesenden ist in allen Fällen eine ähnliche: die des »vergnügten« Gelächters. Damit scheint das Gelächter über die Narren die von Gregory (1924) konstatierte »Brutalität« im Ursprung des Lachens (siehe auch Abschnitt 4.2.1) zu bestätigen. In der Schwankliteratur übernehmen vor allem blinde Menschen die Rolle des »Prügelknaben«. Teilweise wird die Aggression aber gerade durch das Lachen gebändigt, und das Lachen scheint der Reinigung und Entlastung zu dienen. Das Lachen hat in vielen Anekdoten der Grafen von Zimmern eine kathartische Funktion und beendet aggressives Verhalten.

Die Funktion der Narren und Hofzwerge als Unterhalter wird zum Beispiel in der »Kurzweil«, die von Zimmern beschreibt, deutlich. Auch daran, dass von Zimmerns und Poggios Facetien bzw. Anekdoten über Narren und Hofzwerge der Unterhaltung der Leser dienen sollen, zeigt sich diese Funktion. Literaturwissenschaftler(innen) und Historiker, die sich mit den Narren beschäftigt haben, sehen – retrospektiv – Überlegenheitsgefühle als Hauptmotiv für das Gefallen am Lachen über die Narren (z.B. Mönkemöller 1912, 39). Für Langenbach-Flore ist das Lachen sogar ausschließlich ein »auf Eitelkeit beruhendes Überlegenheitslachen« (Langenbach-Flore 1994, 46) – also ein Lachen

im Hobbes'schen Sinne. Die Hofzwerge hingegen dienen neben der Unterhaltung vorwiegend als »Maskottchen«. Sie werden als niedlich, lustig oder possierlich empfunden. Sie werden zudem verheiratet und sollen gezüchtet werden. Sie erregen Kurzweil, Bewunderung und Vergnügen, indem sie schön angezogen werden oder aus Pasteten springen. Sie werden keinesfalls als gleichberechtigt anerkannt, aber im Vergleich zu anderen Gruppen, zum Beispiel den blinden Menschen, erscheint das Lachen eher als ein freundliches, wohlwollendes. Inwiefern (körperliche) Überlegenheit dabei eine Rolle spielt, kann nur gemutmaßt werden.

Letztlich bleiben die Motive für das Lachen aber interpretativ: Das Lachen selbst ist verklungen, wir hören es nicht mehr und wissen daher nicht sicher, ob es (zumindest zeitweise) ein warmes, humorvolles, sympathievolles Lachen oder ein brutales, höhnisches Auslachen war. Die Anekdoten, Bilder und Geschichten lassen durchaus Schlüsse in beide Richtungen zu. Vor allem die in der *Chronik der Grafen von Zimmern* verwendeten Begriffe, wie zum Beispiel der des »Fatzens«, zeigen etwas von seiner potenziellen Mehrdeutigkeit. Das Lachen ist oft ein herabsetzendes, demütigendes, eines, das mit Schlägen und Qualen verbunden ist und Menschen zum Objekt degradiert. Es gibt aber auch (in den Facetien, Schwänken und in den Anekdoten der *Chronik* von Zimmern) ein liebevolleres, harmloses Lachen über »unschädliche« Anekdoten und Gebrechen.

Auch die »Orte« des Lachens müssen differenziert betrachtet werden. Zum einen werden behinderte Menschen auf der Straße ausgelacht, verspottet oder sogar bespuckt. Des Weiteren gibt es an den Höfen das institutionalisierte Lachen angesichts der Hofnarren und Hofzwerge. Schließlich existieren literarische Formen des Lachens über Behinderungen: In Schwänken, Facetien und Anekdoten, aber auch Karikaturen tauchen Menschen mit Behinderung als per se komische Sujets auf. Dabei durchdringen sich Fiktion und Realität gegenseitig. Das Komische auf der Straße ist zum Beispiel Thema des Schwanks oder bildlicher Darstellungen (der natürlichen Narren). Umgekehrt lassen sich von den Schwänken Rückschlüsse auf geltende gesellschaftliche Normen und Verhaltensweisen ziehen.

Das Lachen und Verspotten von Menschen, die von der Norm abweichen, so genannten Narren, Zwergen, Blinden oder Kropfigen wird im Mittelalter und der frühen Neuzeit nicht sanktioniert. Zwar wird in der historischen Forschung von einer Disziplinierung des Lachens im 15./16. Jahrhundert gesprochen (vgl. Bachtin 1987, 117; Pfister 1996, 208; Neumann/Röcke 1999, 8; Bachorski 2001, 329), dies wirkt sich zunächst jedoch nicht auf das Lachen über behinderte Menschen aus.

Fandrey stellt im Gegenteil sogar fest: »Im Vergleich zum Mittelalter häufen sich jetzt die Hinweise auf Zurücksetzung, ja Verachtung« (Fandrey 1990, 74). Dies bestätigt zumindest die Analyse der Schwankliteratur: Auch Uther nimmt an, die Gebrestenkomik nehme im 15. und 16. Jahrhundert zu, und die Komik über Blinde zeige zunehmend negative Tendenzen. Für die Zeit ab 1700 finden sich nur noch wenige Beispiele für komische Behinderungen: Vor allem kleinwüchsige Menschen werden weiterhin Objekt der Komik, dennoch scheint das Lachen insgesamt weniger zu werden, unter anderem weil es deinstitutionalisiert wird. Auf weitere Gründe wird in Kapitel 4 einzugehen sein.

Auch das Auslachen gehörloser, nichtsprechender oder körperbehinderter Menschen scheint auf der Straße normal (vgl. ebd.). Vor allem Menschen mit einer so genannten geistigen Behinderung werden »als wehrlose Objekte des Spotts ihrer Mitmenschen mißbraucht« (Fandrey 1990, 75). Auch Häßler und Häßler gehen davon aus, dass geistig behinderte Menschen »im spätmittelalterlichen Stadtgefüge, zwar mit Spott und Hänselei bedacht, am Leben der Bürger zumindest als Randfiguren teilnahmen« (Häßler/Häßler 2005, 28). In der frühen Neuzeit hingegen würden sie zunehmend abgeschoben und isoliert (vgl. ebd.). Auch Malke nimmt an (ebenso auch Barwig/Schmitz 1990, 220, und Wildfeuer 2001, 7), dass sich Menschen mit Behinderungen im Mittelalter eher innerhalb der Gesellschaft befanden: »Über ihre Gebrechen wurde gelacht, allerdings hatten solche Kranke ihren Platz mitten in der Gesellschaft, während sie heute in Heimen und Kliniken von der Öffentlichkeit isoliert sind« (Malke 2001, 12). Dieser Wandel wird im vierten Kapitel näher betrachtet.

